Germanistik

Landschaft und Stammestum
in der westfälischen Dichtung, insbesondere bei Adolf von Hatzfeld

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

von

Ilse Seiffert

aus

Dortmund

Druck: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich i. W.

Berichterstatter:
Professor Dr. Karl Justus Obenauer
Professor Dr. Hans Naumann

Inhalt.

Vorwort.

Vorliegende Arbeit, die Landschaft und Stammestum in der westfälischen Dichtung zum Gegenstand hat, beschränkt sich auf eine Betrachtung Nordwestfalens. Nur der nördliche Teil Westfalens und der Mensch, der dort lebt, sind es, die hier interessieren. Eine Berechtigung, nur Nordwestfalen in den Bereich unserer Erörterung zu ziehen, ergibt sich daraus, daß hier das Westfalentum in dem Sinne, wie wir es aufgefaßt wissen wollen, am reinsten vertreten ist. Wenn etwa in der Rassenforschung die Rede vom westfälischen bzw. „fälischen" Menschen ist, so treffen die dort aufgezeichneten Merkmale, vor allem die Schwerfälligkeit dieses Volksstammes immer nur auf den Nordwestfalen zu[1]. Der Sauerländer im bergigen Süden des Landes ist seiner seelischen Veranlagung nach viel beweglicher als der Münsterländer, unterscheidet sich auch in Sprache und Sitte von diesem[2]. Auch der Charakter der westfälischen Flachlandschaft im Wechsel ihrer Beziehung von Natur zu Mensch läßt nur diesen Teil als für unsere Abhandlung maßgebend erscheinen. Weiterhin scheidet für unsere Betrachtung das Industriegebiet aus, weil hier unter der meist zugewanderten Bevölkerung an ein rein erhaltenes Stammestum nicht mehr gedacht werden kann. Ferner in Bezug auf die Landschaft das Weserland, das Gebiet des Teutoburger Waldes, das wegen seiner geographischen Zugehörigkeit zum deutschen Mittelgebirge landschaftlich anders geartet ist als die Münsterische Tieflandsbucht und die Soester Börde.

Was demnach hier in bewußter Auswahl unter Westfalen im landschaftlichen Sinne verstanden wird, deckt sich weder mit dem historisch-politischen noch wirtschaftlich-geographischen Begriff der heutigen Provinz Westfalen. Eine Bestätigung für die Berechtigung der von uns getroffenen Einengung des Begriffs „Westfalen" finden wir neben anderen Autoren[3] in den Werken Adolf von Hatzfelds, der nur die nördliche Flachlandschaft Westfalens, das Münsterland und die Soester Börde, besingt, sich mit dem Menschen dieser Gegend auseinandersetzt und der in der Hauptsache den Gegenstand unserer Betrachtung bildet.

Hervorzuheben ist noch, daß der westfälische Mensch so, wie wir ihn hier erörtern wollen, nicht nur in dem von uns begrenzten Raume ansässig ist. Die rassische Besonderheit und seelische Veranlagung ist allen Westfalen des nördlichen Gebietes gemeinsam. Daraus ergibt sich in Bezug auf den Menschen ein näheres Eingehen auf die Dichter von ganz Nordwestfalen, so etwa auf Grabbe, dessen Werke in klarer Form westfälische Eigenart widerspiegeln. Aber nur die westfälische Flachlandschaft entspricht voll und ganz, wie noch gezeigt werden soll, dem, was hier unter Westfalentum verstanden wird.

Dieses Westfalen in seiner Weite und gleichzeitigen Begrenztheit, in seiner Lichtverklärtheit und Melancholie bewirkt beim Menschen eine zwiespältige Haltung allen Fragen des Lebens gegenüber. Diese Spannung findet sich in der rassischen Veranlagung der Westfalen wieder. Es handelt sich demnach bei diesem deutschen Volksstamm um eine innere Polarität, um jene „Zweiseelenhaftigkeit", von der Brepohl spricht[4]): Die Ichbezogenheit und der Drang zum Allgemeinen, oder, wie Langbehn es ausdrückt, um das „irdische und himmlische Gesicht[5])" des niederdeutschen Menschen, die hier einer näheren Betrachtung unterzogen werden sollen. Ausgehend von diesen zwei grundlegenden Faktoren: des Einflusses der Landschaft und der rassischen Bedingtheit versucht die Abhandlung den westfälischen Dichter in seinem Kampf auch gegen das Stammestum wie in seinem Ringen um ein bejahendes Verhältnis zur westfälischen Landschaft darzustellen.

Es soll gezeigt werden, wie der Westfale sich nach einer Ueberwindung seiner Ichverhaftung, nach einer Loslösung vom Nur-Stammlichen sehnt und zu einem Aufgehen im Völkischen drängt. Wieweit dies beim einzelnen westfälischen Dichter zutrifft und ob es ihm gelingt, die Fragen, die ihm sein Westfalentum stellt, zu lösen, werden die folgenden Erörterungen ergeben.

Nach dem vorhin Gesagten scheidet eine Reihe westfälischer Dichter von vorneherein aus: so Freiligrath, Franz von Sonnenberg, die Gebrüder Hart, Peter Hille, Fr. W. Weber, K. Wagenfeld und K. Röttger. Bei ihnen finden sich die hier behandelten Probleme nicht, oder wenigstens nicht so betont vor, daß eine eingehendere Beschäftigung mit ihnen für uns irgendwie fruchtbar sein könnte[6]).

Freiligrath[7]) kommt für diese Arbeit deshalb nicht in Frage, weil er weder die Landschaft Westfalens noch den westfälischen Menschen zum Gegenstand seiner Dichtung macht. Dasselbe gilt auch von den Gebrüdern Hart, die mehr Kritiker, Literaten als wirkliche Dichter sind. H. Harts[8]) Bedeutung liegt überwiegend in den von ihm ausgehenden Anregungen zu einer neuen Wertung und Betrachtungsweise der Dichtung für die junge Generation um 1880. Schon die kulturhistorische Idee seiner epischen Dichtung, „Lied der Menschheit", das unvollendet geblieben ist und eine Entwicklung des Menschen bis zur Gegenwart darstellen, alle Typen und Charaktere umfassen sollte, zeigt, wie weit H. Hart von jeder Darstellung rein westfälischer Probleme entfernt ist. Sein Bruder Julius Hart[9]) ist vor allem Weltanschauungsdichter. Sein „Ästhetisches Nachtgericht" bringt nur „Vorstellungen und Bilder — — keine Helden und Charaktere", wie er selbst anführt[10]). Peter Hille[11]), ein Träumer und Phantast, seinem Leben nach ein zweiter Villon oder Verlaine, hat nur wenig geschlossene und in sich abgerundete Werke hinterlassen. Sein Roman „Die Hassenburg", der im Teutoburger Wald

spielt, ist eine Verwirklichung seiner Traumbilder und Phantastereien. Von einer dichterischen Verkörperung westfälischer Landschaft und westfälischen Stammestums kann bei ihm ebenfalls keine Rede sein. Dasselbe gilt auch für Franz von Sonnenberg[12]). Aus dem gleichen Grunde scheidet ferner Fr. W. Weber[13]) aus mit seinem Werk „Dreizehnlinden". Obwohl seine Dichtung unmittelbar im Land der Roten Erde spielt und westfälische Fragen berührt: die Christianisierung der Westfalen, wird weder die Problematik dieses Volksschlages eindeutig erfaßt, noch ist die Lösung, der Sieg des Christentums, frei von jeder Tendenz und übersieht eben in dieser Schlußwendung die noch immer nicht zur Ruhe gekommenen Fragen in Westfalen. Weiterhin wäre hier noch K. Wagenfeld und K. Röttger zu erwähnen. K. Röttger[14]) kommt für diese Arbeit deshalb nicht in Betracht, weil die von ihm behandelten Probleme allgemein menschlicher Natur sind, etwa das Leid und der Schmerz des Kindes (vgl. Die Allee), und die von ihm dargestellten Landschaftsbilder im Rahmen seiner Erzählungen sind zu wenig umfangreich, um sie in dieser Abhandlung zu erörtern. Etwas Aehnliches läßt sich von dem plattdeutschen Dichter K. Wagenfeld[15]) sagen. Seine Werke „'n Öhm", „un buten singt de Nachtigall", „De Antichrist" spiegeln zu wenig typisch westfälische Fragen wieder, um sie hier verwerten zu können.

Andere wie W. Rolevinck[16]), J. Möser[17]) und A. Wibbelt[18]) mögen zwar hier oder da in den Kreis unserer Betrachtung herein bezogen werden, können aber auch nur eine ganz unbedeutende Rolle spielen, weil sie die Kernprobleme dieser Abhandlung nur streifen. Es bleiben somit nur L. Schücking[19]), J. Winckler[20]) und A. v. Droste-Hülshoff[21]), ganz besonders aber Chr. D. Grabbe[22]), die vergleichsweise neben A. v. Hatzfeld treten sollen, um ein abgerundetes Ganzes in Bezug auf die beiden Kernprobleme: Landschaft und Stammestum zu geben.

Wenn hierbei Annette trotz ihrer Bedeutung als westfälische Dichterin hinter Grabbe zurücktritt, so deshalb, weil sie bereits mehrfach Gegenstand eingehender Würdigung in der Literaturwissenschaft gewesen ist[23]) und eine nutzlose Wiederholung vermieden werden soll.

Die Letztgenannten haben zwar, wie wir noch im weiteren Verlauf der Ausführung sehen werden, das Problem des westfälischen Menschen in seiner inneren Zwiespältigkeit allem Geschehen gegenüber mehr oder minder klar erkannt, unterscheiden sich aber von A. v. Hatzfeld insofern, als nur bei ihm eindeutig das Ringen um die Ueberwindung der Vereinsamung eine positive Deutung findet. Hatzfeld löst dieses Problem in der Verbundenheit mit der Erde, in der Wendung zum Ueberpersönlichen. Wincklers Flucht in die Komik kann nicht als positive Lösung gelten, da auf diesem Wege, wenn auch verhalten, die ungeklärte Zweiseelenhaftigkeit mit hindurchklingt. Zweifellos hat auch Grabbe mit seinem eigenen Ich in immer neuen Ansätzen gerungen und hat dies in seinen Dichtungen

zum Ausdruck gebracht. Seine Helden verzehren sich nach der Gemeinschaft, versuchen ihre Ichverhaftung in der Bindung an das Volk zu überwinden. Am Ende ihres Lebens aber steht bei fast allen der Verzicht, da die Gemeinschaft sie nicht aufnimmt. In Obengesagtem liegt letztlich der tiefere Grund, weshalb wir A. v. Hatzfeld in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Bei ihm spiegeln sich die Probleme westfälischer Eigenart am klarsten wieder.

Es ist zu bedauern, daß in Schückings Werken die durchaus erkannte westfälische Wesenheit nicht in derselben klaren Weise zum Ausdruck gekommen ist. Und schließlich darf Annette nicht vergessen werden, vornehmlich wegen der Bedeutung, die ihr als westfälischer Landschaftsdichterin zukommt. Aus ihren Schilderungen des westfälischen Flachlandes klingt der Doppelcharakter der Ebene deutlich heraus. Dagegen suchen wir vergebens bei ihr nach der Darstellung des westfälischen Menschen in seiner Problematik. Ihre Prosafragmente „Bei uns zu Lande auf dem Lande" und „Bilder aus Westfalen" jedenfalls enthalten zwar Züge westfälischen Wesens und stellen den Westfalen im allgemeinen dar, lassen aber die Beschäftigung mit dem Schicksal eines Einzelmenschen vermissen. Was wir bei ihren Landschaftsschilderungen vergeblich suchen, finden wir bei Hatzfeld: er ist der Künder und Deuter der Landschaft Nordwestfalens. Die Landschaftsdarstellung nimmt in seinen Werken einen großen Raum ein. Sie zeichnet sich vornehmlich durch ihre Plastik und die Glut innerer Ekstase aus. Außer der westfälischen Ebene sind es das Rheinland und Italien — die nach Stellung des Themas ausscheiden —, die von ihm künstlerisch gestaltet werden. An sich besteht der Einwand, wieso dies einem blinden Dichter überhaupt möglich sei, zu Recht. Und manche sehen auch in der Blindheit Hatzfelds eine besondere Problematik für sein dichterisches Schaffen. Hatzfeld verlor nämlich 1913 das Augenlicht. Er wurde 1892 in Olpe i. W. geboren, verbrachte jedoch den größten Teil seiner Kindheit in Nordwestfalen. Wenn man also bedenkt, daß er bis zu seinem 20. Lebensjahr sehend war, entfällt wenigstens in Bezug auf Westfalen dieser Zweifel. Wie im übrigen der Künstler die Gefährdung seines dichterischen Berufes, die in der Tat im Augenblick der Erblindung eintrat, überwunden hat, steht hier nicht zur Diskussion. Dichter kann man nur sein, nicht werden. Entweder ist Hatzfeld als Künstler geboren oder nicht. Wichtig ist immerhin, daß er bis zu seinem 20. Lebensjahr gesehen und daher die Welt in einer Zeit, in der jeder junge Mensch am aufnahmefähigsten ist, in ihren Hauptwirkungen in sich aufgenommen hat. Letztlich aber bildet die künstlerische Natur die Grundlage für die dichterische Schau und Erlebnisfähigkeit; denn das Wesen eines Dichters wird von anderen Dingen bestimmt als von späteren, zufällig sich ergebenden Vorgängen. Wie tief gerade A. v. Hatzfeld es versteht, die Eigenart und die Seele des Landes zu gestalten, beweisen seine Landschaftsschilderungen.

I.

Dichter und Landschaft.

1. Landschaftsbild und Landschaftscharakter.

Die Gesamtheit einer Landschaft stellt sich stets von zwei Seiten dar: Zur Wahrnehmung des äußeren Raumes gesellen sich die Stimmungselemente, die die Einheit der Landschaft bilden. Sie wirken nicht so sehr durch die sinnliche Wahrnehmung als durch ihre Gefühlswerte. Es geht demnach in dieser Untersuchung um die Frage, ob und wie weit bei A. v. Hatzfeld die nordwestfälische Landschaft in ihrer Gesamtheit erfaßt wird und welches die wesentlichen Züge dieses Gebietes sind, das dichterisch geschildert wird. Bei Hatzfeld handelt es sich um die Münsterländische Bucht, die Soester Börde und eine häufige, kurze Beschreibung der Stadt Münster. Seit Jahrhunderten haben die Ahnen Hatzfelds in der Bucht von Münster und Soester Börde gelebt. Er selbst wohnt heute am Rand der Soester Börde auf der Haar. Die häufige dichterische Gestaltung dieser westfälischen Landschaftsteile ist daher nicht nur Ausdruck seiner traditionellen Verbundenheit mit dem westfälischen Boden, sondern auch seiner heutigen Verwurzelung mit Westfalen. Nur ein bestimmter Teil der westfälischen Landschaft, die flache Heide-, Moor- und Kamplandschaft, wird für ihn zum Erlebnis Westfalens. Nur dasjenige Gebiet der roten Erde, das im landschaftlich-geographischen Sinne einen Gegensatz zum bergigen Sauerland und Industriegebiet bildet, verkörpert für ihn die Seele seiner Heimat.

Die Münsterländische Bucht und Soester Börde gehören ihrem geographischen Charakter nach zum Landschaftstyp der norddeutschen Ebene. Es ist jene Landschaftsform, von der Rilke in seinem Buch „Worpswede" spricht. Rilke glaubt, daß wir Menschen der Neuzeit das brauchen, „woran unsere Väter in geschlossenem Reisewagen, ungeduldig und von Langeweile geplagt, vorüberfuhren". „Da", heißt es bei ihm, „tuen wir die Augen auf, um zu schauen, denn wir leben im Zeichen der Ebene und des Himmels. Das sind zwei Worte, aber sie umfassen eigentlich ein einziges Erlebnis: die Ebene". Für ihn hat die Ebene etwas „Vorbildliches", sie wird zum „Gefühl, an welchem wir wachsen", und alles ist bedeutsam: „der große Kreis des Horizontes und die wenigen Dinge, die einfach und wichtig vor dem Himmel stehen[24])". Das besagt nichts mehr und nichts weniger, als daß die Neuzeit sich verwandt mit der Landschaft der Ebene fühlt, daß sie in irgendeiner Hinsicht ihrer seelischen Struktur und ihrem

geistigen Wunschbild entspricht. Denn worin letztlich das Vorbildliche der Ebene für den modernen Menschen bestehen soll, läßt Rilke hier unerörtert. Vielleicht denkt er bei seinen Worten daran, daß Himmel und Erde, die einzigen Elemente, die den Menschen in diesem Landstrich binden, durch ihre Absolutheit auf die beiden Bereiche des Lebens: Sinnliches und Übersinnliches in eindeutiger Form und Geschlossenheit hinweisen.

Klarer als Rilke erklärt sich Trüper über die Vorliebe des modernen Menschen für die Ebene. „Uns alle, die wir die Ebene lieben", so meint er, „bindet an sie etwas schlechthin ganz Unbedingtes, die Landschaft selbst ist absolut in ihrem großen freien Raum, und eben d a s lieben wir an ihr[25])". Bei ihm ist es demnach das Absolute, das Unendliche des Horizontes, das den Menschen unserer Zeit an die Ebene fesselt. Betrachten wir dies als wesentliches Merkmal der Ebene, so muß diese Besonderheit auch in der dichterischen Wiedergabe des westfälischen Flachlandes zum Ausdruck kommen, und vor allem das Verhältnis des modernen Menschen in entsprechender Weise beeinflussen.

Und entspricht nicht wirklich die Verflechtung aller Dinge in der Ebene ineinander im Gegensatz zu der individualistischen Erscheinung eines Gebirges stärker dem heute mehr ins Allgemeine gerückten Weltbild des sozialistischen Menschen?

Worin nun äußert sich die Eigenart Westfalens und wie wird dieses Land künstlerisch gesehen? Flach und gleichförmig erstrecken sich die weiten Flächen der norddeutschen Tiefebene — als deren Teil wir Nordwestfalen betrachten können — fast ungestört bis zum Horizont, der in einer ruhigen, leicht gewellten Linie die Begrenzung bildet. Der Himmel bekommt in diesem Landstrich eine überragende Bedeutung [26]). Bäume, Häuser und Straßen haben demgegenüber einen verhältnismäßig geringen Selbstwert. Sie werden aufgesogen von der Totalität des Raumes. Auch die verstreut eingelagerten, dunklen Eichenwälder vermögen nicht, den Eindruck der weiten Ebene und des unendlichen Himmels auszulöschen. Bezeichnend für das Münsterland sind ferner die Wallhecken, die die Wiesen und Kämpe umfassen[27]). Der Gesamtcharakter dieses Gebietes ist einförmig, einfach und schwer. Um eine solche Landschaft als einheitliches Ganzes zu erfassen, bedarf es der größten Intensität des Blickes, der über die Einzeleindrücke hinaus, im Verhältnis von Himmel und Erde, Einzelding und Gesamtfläche, die Form zu finden versteht, die in einer Berglandschaft etwa schon rein äußerlich gegeben ist. Nur so läßt es sich wohl auch erklären, daß wir erst spät in der deutschen Dichtung eine Würdigung der norddeutschen Ebene finden, weil sie an sich ohne entsprechende Schau reizlos und unromantisch wirkt, nur dem bietet sie sich in ihrer ganzen Schönheit dar, der sich in sie hineinzuversenken versteht. Gerade das nördliche Westfalen ist lange Zeit der Gegenstand heftigster Abneigung gewesen.

Das spätromantische Werk von L. Schücking und F. Freiligrath „Das malerische und romantische Westfalen", das den Versuch unternahm, ein Bild Westfalens zu geben und als Ergänzung zu dem großen Sammelwerk „Das malerische und romantische Deutschland" gedacht war, verfolgte die ausgesprochene Tendenz, auch hier romantische Züge zu finden. Es erreichte seinen Zweck aber nur insofern, als es sich auf das Sauerland und Wesergebiet bezog. Dem eigentlichen flachen, nördlichen Teil Westfalens, dem Münsterland, ist nur ein Kapitel gewidmet. Dieses fällt aus dem Gesamtrahmen vollkommen heraus und wurde, wie man heute annimmt, nicht von Schücking selbst, sondern von der Droste verfaßt[28]. Schon diese Tatsache ist, sofern sie zutrifft, ein Beweis dafür, daß es Schücking trotz aller Bemühungen nicht gelang, diesen Teil Westfalens in den beabsichtigten Rahmen des ganzen Werkes einzufügen. Schücking selbst schildert zwar in seinen Romanen und auch in seinen Lebenserinnerungen immer wieder das nördliche Westfalen, aber er fälscht das Eigenartige dieser Landschaft durch sein bewußtes Suchen nach Romantik. Es handelt sich bei ihm auch nicht um reine Landschaftsromane. Die Natur wird nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern nur in ihrer Wirkung auf den Menschen, nur als Schauplatz des Geschehens. Schücking bevorzugt vor allem die Berglandschaft des nördlichen Westfalen, da sie ihn infolge der größeren Mannigfaltigkeit ihres Formbestandes weit mehr anzieht als die einfache, gleichförmige Heide[29]. Bei der Schilderung der nördlichen Flachlandschaft Westfalens tritt das dunkle und trübe Moor weitgehend zurück neben den Heide- und Kampgebieten[30]. Die gleiche Feststellung werden wir auch bei A. v. Hatzfeld machen können. Während aber Schückings Landschaftsbilder nur als erster Versuch einer dichterischen Wiedergabe betrachtet werden müssen, erfaßt Hatzfeld — das sei schon hier gesagt — das eigenartige Wesen dieser Gegend in vollstem Maße. Obgleich Schücking im nördlichen flachen Westfalen aufwuchs, treffen seine Darstellungen den Charakter der Heide nicht, wenigstens nicht völlig. Das beweisen seine „Lebenserinnerungen" ebenso wie seine Romane. Nur mit allgemeinen, fast nüchtern anmutenden Worten wird dieser Landstrich geschildert. Das Bild der stillen Landschaft, über die der Himmel „sein sommerlichstes Blau" spannt, die in „anmutiger Abwechslung von Eichenwäldern, umzäunten Aeckern und kleinen Haidestrecken gebildet" wird[31], läßt kaum die eigenartige Erscheinungsform dieses Gebietes erkennen. Das Typische der Landschaft wird getrübt durch das Suchen nach anmutiger Abwechslung. Eben dies aber ist dem nördlichen Flachland Westfalens n i c h t eigen. Das besagt ganz klar, daß Schücking zu dieser Gegend kein richtiges Verhältnis gewinnen kann, und zwar deshalb, weil er es von einer bestimmten Zielsetzung her erfaßt. Noch offensichtlicher wird dies bei einer Schilderung einer westfälischen Wasserburg, bei der Schücking mehr Wert auf das Träumerisch-Romantische dieses Gegenstands legt als auf eine Wiedergabe der wirklichen Stimmung. Die Burg

erscheint ihm „wie ein Traum, wie ein Luftschloß[32])." Es fehlt in seiner Darstellung die schwere Melancholie der westfälischen Wasserburgen wie auch der Zusammenhang mit der ganzen übrigen Landschaft, die den Rahmen bildet. Die weitere Beschreibung des Schlosses, das sich in der Wasserfläche „klar" wiederspiegelt, der Hinweis auf die gelbgrauen Farben, den zerfallenen Zustand ist wohl als eine Anlehnung an die Romantik zu deuten, jedoch nicht als wirkliche Erfassung des norddeutschen Flachlands in seinen Bestandteilen. Häufig begnügt er sich mit einer Aufzählung der verschiedenen Erscheinungsformen dieses Gebietes. Er spricht von den „Wallhecken, welche alle Parcellen der Bauernhöfe umschließen und die Blicke hemmen", von den „zerstreuten Colonaten" mit „Strohdach — — durch das Laub der schützenden Eichen hervorblickend", von den als Viehweiden benutzten Brachfeldern mit ihrer Umhegung aus Flechtwerk und den dazwischen eingelagerten Heidestrecken[33]). Seine Schilderungen geben zwar in großen Zügen den Formbestand der Münsterischen Bucht wieder, aber sie zeichnen sich durch eine gewisse Kälte aus, die durch den Hinweis verständlich wird, daß diese Gegend für Schücking „ein ödes und langweiliges Land" ist[34]). Er selbst zerstört, wie Trüper mit Recht bemerkt, die Wirkung seiner Naturbilder, indem er die subjektive Ausdeutung der Landschaftsstimmung in den Vordergrund rückt[35]). Wohl hat auch er die besonderen Elemente dieses Gebietes gefühlt, zum mindesten geahnt. Er erkennt, daß dieses Land sich durch seine Grenzenlosigkeit auszeichnet. In den „Lebenserinnerungen", die dem Wesen der Heidelandschaft Westfalens noch am meisten gerecht werden, spricht er von der „Weite, die keine Grenze haben würde, wenn nicht über dem nächsten Moore, der „blaue Heidemann" aufsteige[36]). Auch für ihn sind die „sandhellen, in die Ferne sich ziehenden Wege" da, „die über die Haide schweifen — — wie ein haltloses, ohne Ziel schweifendes Menschenleben durch öde Einsamkeit irrt[37])", aber sie beeindrucken ihn nicht zutiefst. Stellenweise gelingt es ihm zwar, die Lichtfülle der Ebene zu erfassen: „An der weit gespannten, dunkelblauen Himmelsglocke schwimmt kein einziges Wölkchen, die Luft ist so sonnig hell, so rein und geklärt, daß das Auge eine doppelte Sehkraft in diesem Aether gewinnt, jede Blattzacke in den Laubschichten der träumenden Eichenwipfel glaubt unterscheiden zu können[38])." Hier haben wir zum mindesten eine Ahnung von der lichterfüllten Flachlandschaft Westfalens, wenn sich auch seine Darstellung nur auf den Himmel und die Bäume beschränkt unter Verzicht auf die Hineinnahme der Absolutheit des Raumes.

Im Ganzen sind seine Landschaftsbilder, verglichen mit denen späterer westfälischer Dichter, merkwürdig matt und zu allgemein, um diesem Landschaftstyp vollauf gerecht zu werden. Schücking konnte auch seiner ganzen Veranlagung nach nicht zu einer natur- und stimmungswahren Wiedergabe des nördlichen Westfalen gelangen. Die herbe Schönheit der

Heide reizte ihn letzten Endes nicht, dazu war er zu stark noch von der Romantik beeinflußt. Die Unendlichkeit und der trübe Grundton dieses Gebietes, was das Wesen des nördlichen Westfalen ausmacht, wirkte eher abstoßend als anziehend auf ihn. So bleiben auch seine Schilderungen der Münsterischen Tieflandsbucht farblos und geben nicht das eigentümliche Wesen dieser Landschaft wieder. Er verdiente jedoch hier eine nähere Betrachtung, weil er zu seiner Zeit als einer der am meisten gelesenen westfälischen Heimatdichter erscheint und durch sein Werk „Das malerische und romantische Westfalen" auf dieses bis dahin wenig beachtete Land aufmerksam gemacht hat.

Sein Zeitgenosse Immermann dagegen gibt in seinem Oberhof bereits eine Darstellung der Soester Gegend, die schon etwas von dem Ureigensten der roten Erde enthält. Obwohl Immermann selbst kein Westfale ist — er wurde in Magdeburg geboren — und sich nur vorübergehend in Westfalen aufhielt (von 1819 1823 als Auditeur in Münster), verdient seine Darstellung westfälischer Landschaft im Rahmen dieser Arbeit eine nähere Betrachtung, weil sie frei von Schückings romantischer Blick- und Gefühlsrichtung ist. Wohl sagt auch er: „Die Gegend ist durchaus nicht das, was man schön nennt[39])". Aber im Vergleich zu Schücking ist Immermann durchaus empfänglich für den schweren Unterton dieses Gebietes. Alles, was den Romantikern an der westfälischen Kamplandschaft nüchtern und abstoßend erschien: die Einförmigkeit der Linienführung, einzelne Baumgruppen, Sträucher und umwachsene Weiden, wird gerade für ihn wesentlich. Ihm erscheinen die Weite und Grenzenlosigkeit, die nur durch Wallhecken eingeschränkt werden, als Charakteristikum dieser Gegend. Im Oberhof betont er oftmals die langen, langen Wiesen und die wallenden Kornfelder, „zwischen denen sich dann wieder jezuweilen ein Eichenkamp mit einem einzelnen Gehöften erhebt[40])". Er sieht zur Sommerzeit den Rauch der Roggenblüte, der über den Aehren aufsteigt[41]). Sein Blick schweift zu den Reihen der hochstämmigen Eichen und knorrigen Rüstern, die zu beiden Seiten der Grenzgräben die Kornfelder einfassen. Er erlebt die eigenartige Lichtfülle dieses Landes und drückt dies in den Worten aus: „Der ganze Hof schwamm in dem beginnenden roten Abendlicht. Eine reine Sommerwärme durchdrang die von keinem Dunste beschwerten Lüfte. Es war ganz einsam zwischen den Gebäuden[42])." Die Stille eines westfälischen Abends und seine Sonnenglut sind hier eingefangen. Das Bild des überreifen Kornes und der Sonne, die wie ein „zerflossenes Gold in diesem Segen" schwimmt[43]), nähert sich bereits dem wirklichen Stimmungsgehalt des westfälischen Landes. Immermann vergißt daneben nicht den „Nebel auf dem braunen Heideplatz[44])", den „häßlichen, kalten Dunst[45])", den „Haarrauch[46])", aber dennoch fehlt den meisten seiner Landschaftsschilderungen die Lebendigkeit, die erst das volle Erlebnis zum Ausdruck bringen kann. Ebensowenig wie ihm der doppelte Formcharakter des nördlichen Westfalens: Weite und Begrenztheit trotz

häufiger Erwähnung bewußt wird, ebensowenig gelingt es ihm, den zwiefachen Stimmungsgehalt anschaulich zu schildern. Die Nüchternheit und Schwerfälligkeit seiner Landschaftsbilder kommt ihm zwar bei der Darstellung Westfalens zugute. Dadurch vermeidet er die Einmischung falscher Stimmungstöne. Doch läßt sich auch von ihm sagen, daß er diesem Landschaftstyp in seiner Ganzheit nicht gerecht wird.

Erst Annette vermag eine neue Sicht des nördlichen Westfalens zu geben. Obwohl von Schücking, mit dem die gemeinsame Heimat sie innerlich verband, zur Gestaltung der westfälischen Landschaft vielfach angeregt, ist die Droste jedoch in ihrer Auffassung unabhängig von ihm. Mit ihr beginnt, wie Trüper mit Recht hervorhebt, eine neue „bejahende Grundeinstellung zur Flachlandschaft[47])". Die wirklichkeitsnahe Neigung der Droste gilt der Wiedergabe des Typischen der Landschaft. „Sie sieht hinweg — — über das nur Zufällige der Erscheinungen und sucht ihren Kern[48])". Annette gestaltet die eigene Note des Münsterlandes, die dunkle und herbe Seele ihrer Heimat. Sie erschaut die Feinheiten dieses Gebietes und schildert mit fast impressionistischer Eindringlichkeit die einzelnen Bestandteile, ohne jedoch den Blick für die umfassende Gesamtheit zu verlieren, immer durchdrungen von dem Bewußtsein der Weite und Totalität des westfälischen Raumes. Ihre Darstellung der westfälischen Kamplandschaften, der Heide und Moorgebiete gilt noch heute als richtungweisend, als d i e Schilderung der Landschaft des nördlichen Westfalens.

Betrachten wir nun Hatzfeld als westfälischen Landschaftsdichter, so müssen wir fragen, ob auch er den besonderen Charakter der westfälischen Flachlandschaft erfaßt hat und welches für ihn die typischen Stimmungselemente sind.

Ihn reizt ganz besonders die Weite des Raumes und das Lichterlebnis. Daher kommt es, daß er im Gegensatz zur Annette die Seele seines Landes vorwiegend von der lichterfüllten, heiteren Seite her erlebt, in der Sommermittagsstunde. Nur ganz selten taucht in seinen Anfangswerken ein trübes und melancholisches Landschaftsbild auf[49]). Wie weit aber auch bei ihm verhalten der dunkle Charakter seiner Heimat mitschwingt, wird die folgende Untersuchung zeigen. Ausgangspunkt ist also fast immer der helle Mittag. Der Grund für diese Sicht liegt wohl in einer besonderen seelischen Einstellung unseres Dichters zur Natur, zum Leben überhaupt, deren letzte Hintergründe uns verborgen bleiben, ebenso wie wir keine befriedigende Erklärung dafür finden können, weshalb die Droste gerade den dunklen Stimmungsgehalt Westfalens bevorzugt. Mag sich bei Annette die Schwere des Katholizismus in der dichterischen Gestaltung des westfälischen Landes ausprägen, so möchten wir bei Hatzfeld annehmen, daß das heitere Licht ein Ausdruck für die Erfüllung des überwundenen Kampfes mit den dunklen Mächten seiner Herkunft und seines persönlichen Schicksals ist.

Immer wieder, wenn Hatzfeld Westfalen gestaltet, geht er so von dem Lichterlebnis des Sommers aus. In einem „Meer von Licht[50])", in des „Mittags blauen Fahnen[51])", in der brennenden Sonne[52]), wenn der Abendhimmel im Feuer der untergehenden Sonne[53]) steht, erlebt er die Seele seines Landes. In der deutschen Dichtung taucht da zum ersten Male die Sicht des nördlichen Westfalens im Licht auf, und zwar eindeutig und ausschließlich vom Licht ausgehend. Wohl hat auch Schücking bereits die Sommermittagsstunde dichterisch gestaltet[54]), aber seinen Schilderungen haftet, wie oben schon gesagt wurde, zu sehr der Mangel an wirklichem Einfühlungsvermögen und Blick für die Besonderheit des nördlichen Westfalens an. Hatzfeld dagegen erlebt in der Lichtfülle die weite Ebene und den unendlichen Raum, der sich ihm zu einem Ganzen zusammenschließt. Sonne und Licht schaffen so die seelische Atmosphäre für sein Landschaftserlebnis. Schon die Worte:

„Erzblau der Himmel, unaufhörlich rinnt
die heiße Lichtflut vom Zenith hernieder.
Wir sind umschaukelt von dem Mittagswind
in einer Wiese blühendem Gefieder[55])"

zeigen deutlich den Unterschied zu Schückings Lichterlebnis, sofern man dort überhaupt von einem Erlebnis des Lichtes sprechen kann. Das vom Himmel herniederflutende, heiße Licht findet sich in dem Gedicht Hatzfelds mit dem aufsteigenden leichten Mittagswind im Raume, der in seiner Weite und Grenzenlosigkeit vor uns ersteht. Und weiterhin zeigen diese Zeilen am Anfang eines seiner Gedichte, wie verschieden im Vergleich zu Annette im allgemeinen der Ausgangspunkt der beiden ist. Ihre besondere Vorliebe richtet sich auf die dunklen Stimmungen des Landes, zu Beginn der Nacht, „wenn es wimmelt vom Heiderauche" und die Dünste sich wie Phantome drehn[56]), wenn die Sonne sinkt und am Grunde „ein blasses Tuch" schwimmt[57]). Wohl hat auch sie die Lichtfülle der norddeutschen Ebene gekannt[58]), aber häufiger erscheint bei ihr die nachtdunkle Seite Westfalens. Wie wesentlich aber gerade das Licht im niederdeutschen Raum ist, haben andere Schriftsteller betont, wie z. B. Lauffer[59]) und Trüper[60]).

Ein weiterer Unterschied zwischen Hatzfeld und der Droste besteht darin, daß die Droste mit besonderer Vorliebe und erhöhter Aufmerksamkeit die Einzelerscheinungen der Landschaft darzustellen sucht. Die kleinsten Lebewesen werden mit Eindringlichkeit geschildert und von diesen ausgehend, versucht sie, eine Stimmungseinheit zu erreichen. Das Maßliebchen, die Wasserlilien, der Zitterhalm, die kleine Weide, Grillen, Käfer und Mücken, die ganze lebende Welt bei Sonnenaufgang vermittelt ihr den Stimmungsmittelpunkt der Landschaft[61]). Es bleibt dabei nicht aus, daß zuweilen die große Linienführung des Raumes, die Absolutheit der Ebene, übersehen wird.

Ganz im Gegensatz dazu glaubt Hatzfeld von der Weite her in das Wesen der Landschaft einzudringen. Die Erde wird nur in großen Zügen beschrieben. Es ist das „Land mit Kiefern und mit Föhren[62]", die „Landschaft in dem grünen Kleide[63]", die „helle Sonnenau[64]", das braune Land der Heide[65]. Dieses Umreißen der Landschaft mit großen Linien entspricht dem Charakter der westfälischen Tiefebene. Sie wird bis zu einem gewissen Grade vereinfacht und doch gleichzeitig verdichtet. Im Bild der gewiegten Wiese im Mittagswind[66], in der Sicht auf die weiten, wogenden Kornfelder erfühlt der Dichter die für ihn charakteristischen Elemente seiner Heimat.

„Hier lieg' ich still im warmen Sonnenlichte.
Das Herz schlägt ruhig, namenlos getrost.
Die Erde hier, auf der ich lieg und dichte,
ist meiner Heimat grüne Bucht von Soest.
. . . .
Die Saaten still auf grünen Halmen schwanken,
aus vollen Aehren quillt das reife Korn[67]."

Die grüne Bucht mit ihren Kornfeldern, in warmes Sonnenlicht getaucht, vermittelt gerade durch ihre einfache Linienführung den Eindruck einer unendlichen Ruhe und Weite. Es ist die flache, fruchtbare westfälische Ebene, die der Dichter in „Positano" vor seinem inneren Auge aufsteigen läßt, „voll von Weizenäckern", es sind ihre Roggenfelder „grün wie Seladon[68]". Nur selten finden demgegenüber die einzelnen Motive der Landschaft eine besondere Beachtung bei Hatzfeld und formen in ihrem Zusammenwirken ein Gesamtbild der Ebene. Als er fern im Süden in Positano weilt, sieht er im Geiste die Heimat, die „Weiden mit braungefleckten Kühen, Kämpe durch grüne Wallhecken voneinander getrennt, . . . Wiesen mit grasenden, schwarzen Pferden, schwarze Wachholderbüsche, dunkle Eichenwälder" und alte „Bauernhöfe, von Eichen umstanden, mit roten Dächern[69]". Auch hier bleibt der Eindruck der weiten, fruchttragenden Erde erhalten und überwiegt alles. Die einzelnen, fast stichwortartig aufgezählten Bestandteile ordnen sich der Absolutheit des Raumes unter, dem blauen Himmel und der unheimlichen Stille. Sie differenzieren zwar die Vorstellung der Ebene, heben sie aber nicht auf. Die gleiche Feststellung läßt sich auch bei J. Winckler machen. Ihm reihen sich ebenfalls die Einzelerscheinungen dem grenzenlosen Raum ein: die dicken Wallhecken, die Bauernhäuser . . . mit weißem Fachwerk und dem schwarzen Gebälk, die Pferde, die losgekoppelt, ruhig in Kämpen weiden, die Lupinen, die grell aufleuchten und, an den Böschungen, die Vogelbeere. Sein Bild ist etwas vielgestaltiger und bunter, ohne jedoch den Sinn für die Absolutheit der Ebene vermissen zu lassen; denn über allem steht die „Ferne . . . im Sonnendunst[70]".

Das westfälische Tiefland wird streckenweise durchbrochen von Heide- und Moorflächen. Erst die rotblühende Heide, das dunkle Moor und die

grünen Weiden und Aecker formen ein Gesamtbild dieses Gebietes. Auch die Heide wird bei Hatzfeld vorwiegend von ihrer lichten Seite erlebt.

„Und groß und leuchtend hob sich
das Sonnenlicht empor.
Geheimnisvoller wob sich
um mich das Heiderohr.

Ich lag von Licht umflossen
mitten im Heidemeer.
Es funkelten und schossen
Eidechsen um mich her.[71]."

Die Heide wird nur als „Heidemeer", als blühendes Gefilde dargestellt. Es fehlen in dieser Schilderung die Vielfalt der Farben und die feinen, abgestuften Farbtöne, wie wir sie seit Löns und Liliencron gewöhnt sind. Besonders die Naturschilderungen bei Löns sind durchleuchtet von der Mannigfaltigkeit bunter Farben. Er sieht im braungelben Heidekraut hellgelb den Stachelginster, grünseitige Eidechsen, silberflügelige Libellen, goldgrüne Sandläufer fliegen schimmernd vor ihm auf[72]. Knallrote Pilze, seidengrüne Moose, bunte Brombeerbüsche, goldgelbe Faulbaumsträucher, glührote Espen, all das formt sich ihm zu einer Farbensymphonie[73]. Teilweise läßt sich der Mangel an Abstufung bei Hatzfeld daraus herleiten, daß er die Landschaft gern im Mittag gestaltet, also im hellsten Licht, in dem die gebrochenen Farbtöne an sich schwinden. Andererseits müssen wir aber gerade in dieser Vereinfachung eine Eigenart Hatzfelds erblicken. Wesentlich ist ihm vor allem der Raum als Ganzes in seiner Beziehung zum Licht. Daher nimmt auch die Darstellung des Moores, das seinem ganzen Charakter nach dunkel und trübe ist, in seiner Dichtung einen nur geringen Platz ein. Nur wenn der Gegensatz der lichterfüllten Heide- und Weidestrecken zum Ausdruck gelangen soll, wird das Moor erwähnt[74]. Aber man fühlt deutlich, daß es für Hatzfeld nicht in dem gleichen Maße zum Erlebnis Westfalens gehört wie z. B. für Annette. Ihm enthüllt sich das Wesen seiner Heimat in der Schau auf die weiten „Fluren in dem Feuerschein[75]", in der Sicht der „lichtverklärten Felder dieses Lands[76]". Während bei Annette der Horizont in einer blassen Ferne verschwimmt, wird er bei Hatzfeld in seiner ganzen Raumtiefe erfaßt:

„Hoch im Blauen brausen Wolkenstürme,
hell im Lichte liegt das weite Land,
und der Wälder hohe, grüne Türme
ragen schimmernd an der Himmelswand[77]."

Wie ein feiner Strich erheben sich die Wälder am Horizont. Die nur angedeutete Umgrenzung der Ebene zeigt das ausgeprägte Empfinden des Dichters für ihre Tiefe und Weite. Zum Vergleich für die objektive Richtigkeit dieser formalen Erfassung des westfälischen Raumes läßt sich eine Stelle aus dem „Malerischen und romantischen Westfalen" an-

führen. In dem Kapitel über das Münsterland heißt es: „Ringsum ist nichts als die dunkle Fläche mit schwachem Farbenwechsel durch die Blüte des Heidekrauts und des Ginsters, blaue Waldfernen begrenzen den Horizont[78]."

Ueber diese unendliche und flache Erde wölbt sich ein hoher Himmel. Er hat das Uebergewicht im Tiefland. Lichterfüllt und unermeßlich weit erscheint er bei Hatzfeld als ein hohes Weltenglas, ein „Meer aus Purpur[79]". Immer zielt seine Sicht des Himmels daraufhin, ihn als etwas Unendliches und Lichtes zu deuten. Daher der Vergleich des Himmels mit dem weiten Meer und der Hinweis auf den Flug der Wolken:

> „Hin durch der Himmelswölbung hohen Schein
> ziehen die Wolken, königlich allein[80]."

In den beiden letzten Worten liegt die Absolutheit des Himmels, seine unbegrenzte Erstreckung mit einbeschlossen. Das Gedicht zeigt zugleich, daß die Bewegtheit dieser Landschaft nicht in ihren äußeren Formen liegt. Es ist vielmehr eine innere Bewegung, hervorgerufen durch die atmosphärischen Veränderungen der Luft, wenn der Dichter fortfährt:

> „Es dunkelte der Wald der Koniferen,
> und zu des Südens nachterfüllten Sphären
> senkt sich der Sonne wachsende Gewalt.
> Die Felder ruhen, und es schläft der Wald.
> . . . .
> Und aus des Waldes tiefbewegtem Chor
> schwebt sanft und leicht des Mondes Licht empor[81]."

Nicht ein Zustand wird hier wiedergegeben, sondern das Werden des Abends im Wechsel vom Tag zur Nacht. Das Feuer des Abendhimmels, der Untergang der Sonne und das Auftauchen des Mondes, das den ganzen Wald auflösende Dunkeln der Koniferen versetzen die Landschaft in einen schwingenden Rhythmus, der nicht mehr von außen bedingt, sondern dem ganzen Raum innerlich eigen ist. Hier liegt die besondere Dynamik der norddeutschen Ebene. Die Offenheit und Weite des Himmels schafft dem Licht ein größeres Wirkungsfeld. Wie anders auch hier wieder die Droste. Bei ihr erscheint der Uebergang vom Tag zur Nacht in einem gebrochenen Licht. Eine schwere Melancholie liegt über dem Land beim Lichtwechsel, wie ein „siecher Greis" dämmert die Heide im Abendlicht[82], und Wolken träumen am „blassen Horizont[83]".

So kann sich, falls das Licht eine besondere Wertung und Betonung erfährt, das ganze Landschaftserlebnis wie in „Franziskus" auf die Lichtspiegelungen und -reflexe konzentrieren: „Wie wunderbar der Tau auf allen Dingen glänzte. Das Tönen vom Horizonte her war inzwischen verstummt. Das Spiel der emporschießenden Strahlen war verblaßt; aber Hundert und Millionen von glitzernden Tautropfen silberten im Sonnenlicht, das langsam vom Rande der Welt in die große, blaue Halbkugel des Himmels emporstieg. Wie wunderbar sich dieses Licht in den Tautropfen brach, die leise erzitterten. Auf jedem Stein des Weges, auf

allen Blättern und auf dem kleinsten Grashalm hing ein schillernder Punkt[84])." Das so erschaute Naturbild ist gleichsam eine Bestätigung der Worte Trüpers, der ebenfalls auf die wirkungsvolle Lichtfülle in der norddeutschen Ebene hinweist, wenn er sagt: „Da ist kein Wechselspiel belichteter Formen. Hier spielt das Licht in einem freien Raum. Er bedingt die Fülle des Lichts, er fängt sie auf und gibt so der Schwere der Erde des Flachlandes den Ausdruck des Wechsels und der Bewegung[85])." Und bei Rilke lesen wir von einem Sonnenuntergang in Westfalen, der in der Betonung des Lichtes viel Aehnlichkeit mit den Schilderungen Hatzfelds aufweist. Er spricht von der „Steigerung des Abendlichtes", das sich wie „ein Scheinwerfer, eine breite, sanfte Strahlung über das ganze Gewölb des Himmels" ergoß. „Nichts war volkstümlicher", so fährt er fort, „als der über Felder, Hänge und Gehöfte hin sich gebärdende, ja, recht eigentlich sich mitteilende Himmel[86])". In der Vorliebe für das Licht in der Ebene trifft sich Hatzfeld mit anderen zeitgenössischen Dichtern Westfalens, so etwa mit A. Wibbelt; mit diesem aber nur in beschränktem Maße, insofern als auch Wibbelt gern die Ebene im Mittag, „dat liese Liäben" mit „Grillensank un Sunnenwiäben" besingt, aber dennoch nicht zur Darstellung des Mittags und des Lichterlebnisses im typisch westfälischen Sinne vordringt. Sein Gedicht „De Sunn" mit den Versen

„Nu kümp se ächtern Busk harup
un strick met iähre flacke Hand
ganz sachte uöwer Wiesk un Feld,
Da steiht dat Land in güllen Brand.
Nu klemmt se langsam himmelan
un lacht harin in Kuhl un Kolk.
Do springt de Funken hell to Höcht[87])",

könnten ebensogut irgend einem anderen Landstrich zugedacht sein als gerade dem nördlichen Westfalen. Was ihm fehlt, mögen die Worte aus Annettes Gedicht „Die Lerche" verdeutlichen:

„Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
taucht sie die Stirn; man sieht es nicht genau,
ob Licht sie zünde oder trink im Blau[88])."

Neben diesen beiden großen Gebieten: Himmel und Erde, vereint und verbunden durch das Licht, kommt dem einzelnen Bestandteil des Raumes nur eine beschränkte Bedeutung zu, die sich erst aus dem Bezug auf das Ganze ergibt. Jedoch kann auch hier das Einzelding einen erhöhten Wert erreichen. Die Einzelelemente der Landschaft, wie z. B. ein Baum, ein Strauch, ein Haus, können widerspruchsvoll zur Weite des Raumes stehen und durchbrechen dann scheinbar die große Ruhe des Flachlandes. Jeder unscheinbar kleinste Teil kann so aus der Gesamtheit der Landschaft heraustreten und in seiner Wirkung zum unendlichen Raum gesteigert werden. Dieses Erlebnis schildert der Dichter in „Heideföhre".

„Und plötzlich glänzt der ganze Baum wie Seide
und steht, gelöst vom Hintergrund, allein
und zieht die Landschaft in dem grünen Kleide
in diese Tiefe seiner Sammlung ein.
. . . .
So steht er in der Heide blühendem Gefilde,
gesättigt vor des Himmels dunklem Blau[89])."

Hier gerät das Grundverhältnis von Teil und Gesamtheit, von einzelnem Rauminhalt und Totalität des Raumes in eine innere Spannung durch die individuell erscheinende Bewegung und Hervorhebung des einzelnen Baumes. Es bleibt jedoch die Verbindung mit dem Ganzen bestehen, und die Kontrastwirkung des Einzelelementes geht schließlich doch immer wieder in der Weite des Raumes unter. So heißt es weiter:

„Am Abend aber ruht er selig aus,
schenkt seinen Glanz der unermeßnen Ferne.
Der grüne Gott schwebt sanft aus ihm hinaus
und löst sich auf im Spiel der Abendsterne[90])."

Ein anschauliches Beispiel für das Aufgehen der Einzeldinge in der Weite des Raumes bietet Winckler̃s Schilderung eines Sommermittags in seinem Buch „Der alte Fritz". Der preußische König, der in seinem Roman nach Westfalen zieht, um dieses seltsame Land und seine Menschen kennen zu lernen, erlebt in der Sommermittagsstille die große Weite dieser Gegend: „Die Hummeln summten träge durch die träge Mittagsstille. Auf den Feldern hörte man nur ‚Hüh'! ‚Brr' pfiff hier ein Bauer hinterm Pflug, man sah in der großen welligen Ebene unter den weiten Wolken diese wenigen Menschen mit ihren Pferden langsam und winzig hin und her gehen wie das Auf- und Abweben der Bäume. Bedächtig krähte irgendwo ein Hahn aus einer Wallhecke, darüber ein strohgedeckter Giebel mit zwei gedeckten Pferdeköpfen nickte[91])." Die Landschaft wird nur mit großen Linien angedeutet. Menschen, Bäume, Häuser und die verschiedenen Töne ordnen sich dem unendlichen Raum unter. Die Darstellung Wincklers mutet wie ein niederländisches Gemälde an, in dem nur Himmel, Erde und Stille herrschen. Keines der besonderen Kennzeichen nordwestfälischer Landschaft ist vergessen: der ferne Hahnenschrei, die Wallhecken, die verborgenen Häuser mit ihren Pferdeköpfen am Giebel, die verstreuten Bäume, die in der Stille langsam und bedächtig hin und her schwanken, die weite Erde und der Himmel. Aber alles einzelne hat dem Ganzen zu dienen. Die Schilderung Wincklers zeugt von einem außerordentlich klaren und tiefen Einfühlungsvermögen und gibt, wenn auch auf durchaus andere Weise wie A. v. Hatzfeld, das Wesen der Münsterischen Bucht wieder.

Dieser großumrissene Raum bietet einen besonderen Resonanzboden für die Fülle der Klangwirkungen. Seit Annette und Löns wissen wir um den Reichtum und die Verschiedenartigkeit einzelner Tierstimmen und Töne in diesen einsamen Landstrichen. Gerade H. Löns, der ein leidenschaftlicher

Jäger war, hat ein aufmerksames Ohr für die Mannigfaltigkeit der Tierstimmen in der Natur: Der Grünspecht kichert, der Buntspecht trommelt, die Weihen werfen sich laut keckernd aus der Luft, die Heerschnecke mekkert, der Kranich trompetet und der Birkhahn schlägt die Trommel[92]. Mit großer Sicherheit versteht er den eigenartigen Laut des jeweiligen Tieres wiederzugeben. Hier müssen wir bei Hatzfeld wiederum einen auffallenden Mangel feststellen; es fehlt bei ihm der Sinn für die Wiedergabe der verschiedenen Geräusche, aus denen die Droste häufig das ganze Naturerlebnis aufbaut. Bei ihr hat jeder Bestandteil der Landschaft seine eigene Klangwirkung: Der Wacholder flüstert, die Binse rauscht, die Heide knistert[93], das Moor „brodelt" und „pfeift", es „zischt und singt", es „rieselt und knittert"[94]. Aus der Fülle der Töne, die von ihr mit Feingefühl nachgeahmt werden, ergibt sich für sie eine stimmungsmäßige Einheit, die die ganze Unheimlichkeit und Dämonie des Landes widerspiegelt. Auch die Erwähnung der Tiere selbst ist bei Hatzfeld bis auf wenige beschränkt: Käfer, Eidechsen, Grillen, Mücken, Bussard und Schwalben. Sie werden ebenso wie die Landschaft nur in großen Zügen erlebt. Vom Bussard heißt es: Er „singt sein schweres Flügellied"[95]. Mit diesen wenigen Worten gelingt es dem Dichter aber, die Eigenart des Raubvogels zu erfassen und zugleich auch sein Verhältnis zum Raum zum Ausdruck zu bringen. Das akustische tritt hinter dem optischen Bild zurück. Das gleiche läßt sich von einem anderen Beispiel sagen: „Der Käfer kleine Flügel schwirren"[96]. Das Grunderlebnis bildet die Schau der fliegenden Insekten. Während Annette die verschiedenen Geräusche der Tiere bis ins einzelne genau wiedergibt[97], wird bei Hatzfeld nur ein charakteristisch erscheinendes Element, und zwar vorwiegend ein optisches, erlebt und ins Absolute erhoben. Erklärbar wird dies, wenn wir uns vor Augen halten, daß beide die Landschaft zu einer anderen Tageszeit betrachten: Annette in der Dämmerung, in einem trüben und dunklen Licht, in dem sich die Geräusche steigern; Hatzfeld dagegen in der Sommermittagsstunde, in der eine schläfrige und verhaltene Stille herrscht. Auch müssen wir den Grund für diese Unterschiedlichkeit der Landschaftssicht in der Veranlagung beider Künstler suchen: Annette ist ihrer ganzen Schilderung nach realistisch, impressionistisch, Hatzfeld dagegen mehr symbolhaft.

Auch die Farbigkeit der Erde ist bei Hatzfeld ganz anders gegeben als bei Annette: Ein kräftiges Grün der Erde, ein helles Gelb der Wege[98], ein Zinnoberrot der Dächer[99] und ein Schwarz der Eichenwälder. Es sind die mittäglichen Sonnenfarben Westfalens. Annette dagegen ziehen die nachtdunklen, trüben Farbtöne dieses Landes mehr an. Dadurch erhält ihre Landschaftsschilderung das Gepräge der Schwermut. Nicht vergessen sei hier, daß die Droste durchaus die Lichtfülle der Ebene gestalten kann und dies auch verschiedentlich tut, so in einem ihrer schönsten Gedichte „Die Lerche". Mit starker Bildkraft gelingt es ihr hier, den

Eindruck der ruhenden, einsamen Heide bei Sonnenaufgang festzuhalten:

„Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
taucht sie die Stirn; man sieht es nicht genau,
ob Licht sie zünde oder trink' im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder
und wecken Taues. Blitze, wenn im Flug
sie streifen durch der Heide braunen Zug[100]."

Ihre Worte vom Sonnenaufgang im Flachland Westfalens vermitteln ein Bild von dem weiten Raum der Heide, der von der Sonne durchflutet wird. Noch eingehender und genauer beobachtet ist vielleicht das Lichterlebnis in den Versen:

„Es verrieselt, es verraucht,
Mählich aus der Wolke taucht
neu hervor der Sonnenadel

— — — — — — — — —

Und die Heide steht im Lichte
Zahllos blanker Tropfen, die
am Wacholder zittern, wie
Glasgehänge an dem Lüster[101]."

Hier drängt sich unwillkürlich ein Vergleich mit der Schilderung Hatzfelds auf. (Vgl. S. 18 dieser Arbeit.) Ebenso wie bei ihm konzentriert sich in diesem Gedicht das Lichterlebnis auf die Spiegelung und das Flimmern der Wassertropfen. Im großen und ganzen jedoch läßt sich von der Droste sagen, daß sie die dunklen Töne, die herbe Stimmung mehr bevorzugt und daß solche lichterfüllten Bilder von Westfalen nur vereinzelt in ihrem Werk auftreten.

Aber die Melancholie des nördlichen Westfalens kennt auch Hatzfeld. Wir sagten es bereits, daß bei ihm die herbe und dunkle Seite dieser Gegend, die den Menschen mit lastender Einsamkeit erfüllt, selbst in den klarsten Landschaftsbildern verhalten mitschwingt. Der Frühling, der anderswo etwas Lichtes und Befreiendes bringt, wird hier in seiner Wirkung gedämpft. Er trägt eine schwere Note, so wenn es heißt:

„Der Frühling in der Inbrunst dunkler Chöre
war morgens der erwachten Welt geschenkt[102]."

Die Föhre, im Frühling vom Licht umflossen, mitten im blühenden Kleid der Heide, wird doch zugleich vom „dunklen Blau" des Himmels umrahmt[103]. Nicht immer braucht diese Melancholie durch irgendeinen Gegensatz verdeutlicht werden. Oft genügt eine Schilderung der trüben Stille, um das Gefühl trostloser Ruhe zu vermitteln. Das tritt besonders beim Sonnenuntergang ein: Farben und Formen lösen sich dann auf, und nichts als das Gefühl einer grenzenlosen Einsamkeit bleibt übrig. Das „erlöste Bild" tritt vor dem Uebergewicht des dunklen Blaus zurück:

„Die Symphonie des Blaus wird Einsamkeit,
die im kristallnen Abendrot sich fängt.
brennende Sonne ist allein und weit,
daß Schatten schwer sich auf die Landschaft hängt[104]."

Selbst die lichte Sonne, die sonst nur das Gefühl der Freude und des Lebens vermittelt, wird hier zum Träger der Wehmut. Und diese schwermütige Stimmung steigert sich noch, wenn es weiter heißt:

„und plötzlich steht ein Wind im Aether auf,
der grenzenlos durch alle Räume geht[105]."

Der Hauch des Windes, der über die stille Heide beim Untergang der Sonne streicht, ist der einzige Gefühlswert, der schließlich noch übrig bleibt. Hatzfeld sieht also die trübe Seite Westfalens weniger im formalen Bestand und der Farbtönung der Landschaft als in der ihr innewohnenden Stimmung. Für Annette ergab sich die Schwermut ihrer westfälischen Heimat aus dem Formbestand, der Färbung der Landschaft und der unheimlichen Akustik beim Dämmerschein. Sie gestaltet die Dämonie des Gebietes, Hatzfeld die stille Wehmut, die eingefangen ist in der lichtvollen Heiterkeit des Landes. Eines der schönsten Gedichte, das diese Stimmung zum Ausdruck bringt, ist seine Gestaltung des Mondaufganges:

„Der Abend spannt sein dunkles Segel schon
und stößt das Boot vom fernen Ufer ab,
im Westen sinkt von blutigrotem Thron
der schöne Tag getroffen in sein Grab.

Still ruht das Land, die ersten Weiden blühn,
ich warte auf des Mondes junges Licht,
daß dieses Tages Glühen und Verglühn
aufblühe neu und ewig im Gedicht.

Und tritt der Mond aus seinem Sternentor
und sendet auf die Erde seinen Glanz,
dann spiel ich auf dem Weidenrohr
die schönsten Lieder meines Lands[106]."

Es wird hier weniger die Landschaft als solche geschildert, nur die Einsamkeit und Stille, die in ihr herrschen. Und doch vermitteln seine Worte den ganzen Eindruck des nördlichen Westfalens, die Gegensätzlichkeit, die er immer wieder herausfühlt. Es ist dasselbe, was wir etwa bei J. Winckler finden. Er glaubt, die „hohen, weißen Wolken in der Luft ziehen zu hören", und eine „schwermütig tiefe Einsamkeit" erfüllt ihn[107]. Er sieht, wie „ein geheimnisvolles Wehen durch die Ginsterruten" streicht und eine dünne leichte Beleuchtung „die Heide in ein schwebendes Nichts" einhüllt[108].

Die gleiche Melancholie, nur mit anderen Worten, wird in diesem Beispiel versinnbildlicht. Verstärkt wird bei Winckler die lastende Schwermut durch den häufigen Hinweis auf die trüben, dämonischen Stimmungen in der westfälischen Heide. Auf der meilenweiten Heide schneiden die

struppig-schwarzen Wachholder - in der Dämmerung Fratzen, „seufzt das Schilf, schluchzt das Wasser, rauscht der Föhrenwald in traurigen Chören[109])“. Seine Darstellung kann keinen Vergleich mit Aehnlichem bei der Droste (z. B. „Knabe im Moor“) standhalten. Sie wird vor allem deshalb angeführt, um zu zeigen, daß Winckler — in dieser Hinsicht — zwar vielseitiger als Hatzfeld, aber im Ganzen weniger eindrucksvoll als die Droste ist.

Immer wieder hat bei Hatzfeld alles helle Licht jenen Grundton der Schwermut. So heißt es in dem Gedicht „Grüner Sommer“, das ganz getragen wird von einer „ausgeschwärmten Ruhe“: „Auf mich senkt sich die Müdigkeit des Blaus[110])“. Selbst der klarste Tag in dieser Landschaft wird von einer Trauer erfüllt, die der Dichter verdeutlicht, wenn er von der Müdigkeit des Blaus spricht. Der Doppelcharakter Westfalens offenbart sich am klarsten in dem Gedicht „Das Gewitter“. Hier enthüllt Hatzfeld auch zum ersten Mal die Dämonie des Landes, und zwar durch das Mittel des Tiervergleiches. Dies ist eine Eigenart Hatzfelds, mit der es ihm öfters gelingt, das Wesen einer Landschaft nachdrücklichst vor Augen zu führen.

So drängt ihn etwa im Italienerlebnis die Welt plastischer Formen, die er unter dem italienischen Himmel sieht, zu bildhaften Vergleichen. Die Insel Ischia wird in „Positano“ mit einem Drachen verglichen, in dessen Maul sich die Sonne senkt[111]). Ein anderes Mal wandelt sich die Insel in „eine riesige Wespe[112])“. Der Monte St. Angelo liegt in der Vorstellungswelt des Dichters als „riesiger, zusammengekauerter Elefant[113])“ da, und das Gebirge von Positano endlich erscheint wie ein ungeheures Tier, an dessen Pranke Positano ruht[114]). So kommt, wenn der Dichter zu Tiervergleichen greift, der Anstoß aus der Landschaft selbst. Eine einfache Beschreibung der Formen genügt da nicht mehr, die Größe und Gewalt erfordert ein Symbol, das nicht nur den äußeren Umriß wiedergibt, sondern zugleich auch dem Stimmungsgehalt gerecht wird. Der Vergleich von Ischia mit einer Wespe gibt der Insel nicht nur die Gestalt, sondern auch die Unruhe dieses Insektes. Es ist gleichsam, als müsse das riesige Tier sich einmal, den Himmel öffnend, in den Aether heben, oder wenn Ischia die unheimliche Ruhe des Drachen birgt, zwingt sie selbst den Sonnenball in ihr furchtbar gezacktes Maul. Das Bild des Monte St. Angelo als Zusammengekauerter Elefant vermittelt uns einen Eindruck von der lastenden Größe des Berges und veranschaulicht das Erdhaft-Schwere und Ruhende des Bergmassivs. Auch die Ausläufer des Gebirges am Golf von Salerno nehmen die Gestalt eines gewaltigen Tieres an, an dessen Pranke, mit der das Ungeheuer ins Meer schlägt, Positano liegt. Nur dann werden Tiervergleiche bei Hatzfeld verwandt, wenn der Charakter der Landschaft es zuläßt. In dem Gedicht „Das Gewitter“ ist es der Leopard; die geballte Kraft einer geduckten, lauernden Wildkatze soll die geladene Atmosphäre versinnbildlichen:

„Am Horizonte duckt sich das Gewitter
wie ein berauschter Leopard.
Bald wird von seinem Sprung die Erde zittern
in einer wundervollen Feuerfahrt[115])."

In dem Bild der aufziehenden Gewitterwolken, die sich wie ein trunkenes Tier hinkauern, um im nächsten Augenblick über den Himmel zu brausen, liegt eine ungeheure Wucht, die sich noch verstärkt, wenn der Dichter fortfährt:

„Mächtig braust es in des Weltalls Räumen,
und schon flammt es in den hohen Bäumen.
Erdwärts beugen sich die dunklen Kronen,
und im Aether donnern die Dämonen[116])."

Durch die Gegenüberstellung von gegensätzlichen Begriffen: den donnernden Dämonen, den flammenden, hohen Bäumen und dem Biegen der dunklen Baumkronen gerät die Landschaft in eine Bewegung, die ihre höchste Steigerung in den Worten erfährt:

„Feuerspeiend in wildester Begerde
stürzt der Himmel rauschend auf die Erde."

Das Erlebnis der Landschaft findet seinen Ausdruck in der rhythmischen Gestaltung. Der jambische Vers in den Anfangszeilen wechselt in den Trochäus. Das lastende und sprunghafte Vorbereiten des Gewitters wird durch das schwere jambische Versmaß ausgedrückt, das sich bei Ausbruch der Katastrophe in einen schnellen anstürmenden Trochäus wandelt. Dem dämonischen und leidenschaftlichen Bild der westfälischen Ebene steht die Schilderung nach dem Gewitter gegenüber:

„Hin nach Westen sind die Feuerwogen,
ist die wilde Flut gezogen,
und das Weltall klingt lebendig.
Auf der Fluren atmendem Behagen
Himmelsbläue lächelt aufgeschlagen[117])."

Das Gedicht kann als bildhafter Ausdruck der westfälischen Landschaft in dem oben erwähnten Sinne gelten.

Bei Hatzfeld findet sich neben der Darstellung der Münsterländischen Bucht und Soester Börde häufig eine Beschreibung der Stadt Münster. Auch das Bild dieser Stadt birgt den unheimlichen Grundton des Landes in sich, ganz im Gegensatz zu Soest, das ruhig und heiter in der „grünen Bucht" ruht, das „heilge Soest", wie der Dichter es nennt, mit seinen „grünen Kirchen[118])". Allein schon in dem Begriff der „grünen Kirchen" liegt etwas Klares und Befreiendes, und unwillkürlich denkt man bei den Worten Hatzfelds an das eine Symbol dieser Stadt: die anmutig schöne, gotische Wiesenkirche. Münster dagegen hat in seiner Wirkung auf den Dichter mehr Drohendes mit den „abgeschlagenen Köpfen" der Türme, mit „diesen Kirchen aus grauem Gestein, aufsteigend im Zwielicht des weiten Landes", mit seinen Wegweisern und Stadttoren, die den Menschen und das ganze Land umklammert halten[119]). Münster verkörpert viel

stärker als Soest den Inbegriff des Westfälischen, und sein Bild formt sich dem Künstler aus dem Zusammenwirken der mannigfachsten Erscheinungen. Die Käfige der Wiedertäufer an der Lambertikirche, die feinen, durchbrochenen Kirchtürme der ganzen Stadt, die wehenden, bunten Fahnen der Prozessionen, die dumpf dröhnenden Glocken der Dome und das farbige Leben und Treiben auf dem Prinzipalmarkt mit den Bäuerinnen, die starr und grau, wie aus Stein gehauen, anmuten[120]), bilden den einheitlichen, fast lähmenden Eindruck dieser Stadt. In diesem Orte vereinigen sich gleichsam von neuem die beiden Gesichter Westfalens: Die helle Heiterheit und die tiefe, sehnsüchtige Schwere.

Fassen wir noch einmal das Bild des westfälischen Landes, so wie es von Hatzfeld gestaltet wird, zusammen, so stellen sich als wesentliche Elemente für sein Landschaftserlebnis die Unendlichkeit des Raumes und die Weite der Ebene heraus, die in sich ruht und nur durch das Licht in eine innere Bewegung gerät. Der Stimmungsgehalt Westfalens trägt nach der Darstellung Hatzfelds einen Doppelcharakter: Lichtvolle Unbeschwertheit und Weite, durchwoben von erdgebundener, dämonisch unheimlicher Schwermut. Münster erscheint als ein Symbol dieser Zweipoligkeit. Als Letztes bleibt die Grundstimmung einer breitgelagerten, erdhaften Landschaft, wenn sie auch vorwiegend im Lichte gesehen wird. Hatzfeld fühlt ebenso wie Annette den Stimmungscharakter dieses Landes als ein in sich geschlossenes Ganzes, nur von ganz anderen Gesichtspunkten aus. Seine Vorliebe für die lichten Seiten Westfalens kann ihm ebensowenig zum Vorwurf gereichen wie etwa der Annette ihre Neigung, in ihren Schilderungen mehr den dunklen Stimmungsgehalt zu bevorzugen. Seine Gefühlshaltung, aus der er die Landschaft deutet, ist nur eine unter vielen. Das bezeugt auch J. Winckler, der seiner Auffassung nach zwischen der Droste und Hatzfeld steht, seiner Gestaltungskraft gemäß aber hinter beiden zurücktritt.

Es handelt sich jedoch bei keiner der Schilderungen Hatzfelds um eine Phantasielandschaft, sondern immer wird, obgleich von einer besonderen Einstellung her, die Seele der Landschaft, die sich im Formbestand und Stimmungsgehalt offenbart, dichterisch gestaltet. Es kommt eben immer darauf an, wie dem einzelnen Dichter die Welt um sich erscheint und was ihn seelisch am stärksten berührt. Hierzu äußert sich Hatzfeld selbst, wenn er sagt: „Der eine erlebt es so, der andere so, aber man hat es so zu sagen und so zu schildern, wie man es selbst erlebte, auch auf die Gefahr hin, daß das eigene Erlebnis dem anderen zunächst fremd und weit hergeholt klinge[121])." Diese Worte könnte man mit vollem Recht auch auf Hatzfeld selbst anwenden. Jedes Bekenntnis zu einer Landschaft wirkt einseitig, da es immer nur durch die besondere Veranlagung des jeweiligen Menschen bedingt ist. Aber es birgt gerade infolge dieser Einseitigkeit den Vorzug stärkerer Intensität. Wie noch bei keinem der bisherigen westfälischen Dichter, wie wir gesehen haben, ist bei Hatzfeld die Fülle des

Lichtes, die Tiefe des Raumes und die Grenzenlosigkeit, mit der hier die Erde dem Himmel sich darbietet, dichterisch gestaltet. In seiner offensichtlich bewußten Hinwendung zu dem Lichterlebnis des westfälischen Raumes und der Fähigkeit, es in seinen Gedichten einzufangen, müssen wir sein besonderes Verdienst erblicken. Hat Annette zum ersten Mal in der deutschen Dichtung den Blick für die Dämonie Westfalens geöffnet, so gelingt es Hatzfeld als einem der ersten, uns das Bild der nördlichen Tiefebene des westfälischen Landes in seiner Sonnenglut und Unendlichkeit zu vermitteln. Neben der Droste und Hatzfeld treten alle übrigen westfälischen Dichter an Plastik und Einfühlungsvermögen zurück.

2. Das seelische Verhältnis des Menschen zur Landschaft.

Jedes ästhetisch-künstlerische Landschaftsbild ist Ausdruck einer gewissen inneren Verbundenheit zwischen Künstler und landschaftlichem Raum. In ihm spiegelt sich das seelische Verhältnis wieder, in dem der Mensch zur Landschaft steht. Unter seelischem Verhältnis in diesem Sinne verstehen wir den Grad der Bindung, in dem der Mensch mit der Landschaft verknüpft ist, d. h. in wieweit sie für ihn zum Ausdruck seines seelischen Ichs wird, oder inwiefern sie an seinem Schicksal teil hat. Wir werden hier das gleiche Ringen feststellen, das wir später zwischen Dichter und menschlicher Umgebung kennen lernen sollen: Den Zwiespalt zwischen Ichverhaftung und Fernedrang. Dies sind die polar zueinander stehenden Hauptwesenszüge des Westfalen. Durchschnittlich wird in der Rassenkunde dieser deutsche Stamm durch das Vorherrschen der dalischen oder fälischen Rasse gekennzeichnet, d. h. durch ein Ueberwiegen träger und schwerfälliger Rassenelemente, die sich in dieser sog. fälischen Rasse konzentrieren[122]. Gleichzeitig weisen aber auch verschiedene Rassenforscher darauf hin, daß sich in Westfalen nordische Elemente vorfinden[123]. Das bedeutet im seelischen Stammestum ein Doppelgesicht: Einen Zwiespalt zwischen schweren-seßhaften, und ständig in die Ferne drängenden-abenteuerlichen Bestandteilen. Brepohl hat für diese Mischung den Ausdruck „Zweiseelenhaftigkeit" geprägt[124]. Die rassisch stammeskundliche Auffassung Brepohls soll hier durch Anführung einiger Beispiele aus der Sphäre des rein Theoretischen in die Nüchternheit der Geschichte herausgehoben werden. Karl der Große stieß bei der Ausbreitung des Christentums bei keinem Stamm auf größeren Widerstand als gerade bei den Sachsen (die damals das Gebiet Westfalen bewohnten), ein Zeichen für den ausgeprägten Starrsinn und die konservative Zähigkeit des Westfalen, die ebenfalls J. Möser als charakteristisch für dieses Volk hervorhebt[125]. Dagegen zeugt die Besiedlung des Ostens, bei der sich der westfälische

Stamm beteiligte, von dem ihm innewohnenden Taten- und Eroberungsdrang, einem Kennzeichen der nordischen Rasse[126]). Und zwar ist Brepohl nicht etwa in dem Sinne zu verstehen, daß diese beiden fälischen und nordischen Züge sich durch das Vorhandensein zweier Schichten in Westfalen wiederspiegeln: nicht nebeneinander wirken sie, sondern durch die Mischung des Blutes finden sie sich im einzelnen Westfalen vor. Mag dies auch nicht für jeden Stammesangehörigen ausnahmslos zutreffen, so werden wir doch sehen, daß Hatzfeld und Grabbe Westfalen im Sinne Brepohls sind. Hier sei ferner auch auf die Droste hingewiesen, bei der wir gleichfalls eine Zweiseelenhaftigkeit feststellen können. Annette, fest in der westfälischen Tradition verwurzelt, der Heide und Moorlandschaft verbunden, fühlte doch zugleich eine innere Unruhe und Sehnsucht nach der Ferne in sich, und dieser Trieb in die Weite führte sie bis zum Bodensee, ohne daß jedoch hier ihre Unrast zur Ruhe gekommen wäre. Ihre schwere Natur als westfälischer Mensch hat ihr nie das Glück der Ferne vermitteln können. Die Ueberbetonung des Ich, die gerade dem Westfalen eigen ist[127]), kann zu einer Absonderung und Entfremdung des Menschen von der Natur führen, wie sie bei Hatzfeld später noch näher aufgezeigt werden soll. Andererseits drängt der Westfale zur Naturverbundenheit, zum Ueberpersönlichen.

Es wäre aber falsch zu glauben, daß dieser innere Zwiespalt beim Westfalen nicht zu einem Ausgleich gelangen könnte. So findet sich gerade bei Hatzfeld, wie wir im Verlauf der Arbeit sehen werden, eine langsame Entwicklung von dem Gefühl der Bedrückung durch die Landschaft und der daraus entspringenden Entfremdung bis zu einer Lösung dieses Konfliktes in den Werken des gereiften Dichters, die Ausdruck der Verwurzelung in der heimatlichen Erde sind.

Nicht so sehr betroffen von der Einwirkung des Doppelcharakters — jedenfalls findet dies in ihren Werken keinen erhöhten Ausdruck — sind Schücking und die Droste. Wie schon oben gesagt wurde, dient bei Schükking die westfälische Landschaft mehr als Handlungshintergrund. Sie ist nicht Ausdruck seines persönlichen Verhältnisses zu ihr. Dies erscheint auch deshalb nicht verwunderlich, weil, wie wir ja behauptet haben, Schücking in das Wesen Nordwestfalens nicht einzudringen vermag. Nur in seinen Lebenserinnerungen nimmt er eingehend Stellung zu der Frage, was ihm eigentlich die westfälische Erde bedeutet hat. Hier betrachtet er rückschauend sein Verhältnis zur Heidelandschaft Westfalens. Wir wiesen schon darauf hin, daß die romantische Einstellung seine Haltung zur Ebene Westfalens von vorneherein in eine unfruchtbare Richtung drängt. Wohl liebt er Westfalen und ist bis zu einem gewissen Grade mit ihm verwachsen, sonst hätte er nicht so häufig den Schauplatz seiner Romane nach dorthin verlegt. Aber seine Vorliebe für die westfälische Ebene meint nicht die Landschaft an sich, sondern Westfalen als seine Heimat. Er weiß, daß Westfalen für ihn „ein ödes und langweili-

ges Land" ist[128]). In diesen Worten müssen wir seine wahre Einstellung zu diesem Landstrich erblicken. Nur so erklärt sich bei ihm der ständige Hinweis auf den Reiz der Abwechslung dieser Gegend[129]) und der Ausspruch, daß dieses Gebiet „durchaus nicht unschön[130])" sei. Seine romantische Blickrichtung verhindert letztlich eine wirkliche Verbundenheit mit der westfälischen Erde, und gegen Ende seines Lebens kommt er zu der Erkenntnis, daß alles Suchen nach Romantik in diesem Gebiet vergeblich war. Er bezweifelt, daß in diesem Landstrich jemals etwas Erhebliches geschehen sei. „Soviel ich danach ausgeschaut habe", sagt er, „ und es gab eine Zeit, wo ich mein Herzblut hergegeben für die geringste Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigste kleine Burgruine, einen altersgrauen Wartturm mit ausgebrochenem Zinnenkranz nur — es ist mir nicht gelungen auch nur das geringste davon zu entdecken[131])."

Er faßt diese Einstellung noch einmal zusammen in den Worten: „Dann ist mir bei der Rückkehr in der Erinnerung zu dieser Szenerie auch ein wenig zumute, wie einem Dichter zumute sein mag, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoff seine begeisterte Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, der allen Fleiß an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem zu gestalten, ihn sich nur innerlich recht aneignen zu können[132])."

Dieser Ausspruch zeugt mehr als alles andere von seiner inneren Beziehungslosigkeit der westfälischen Erde gegenüber.

Anders verhält es sich bei der Droste. Sie ist mit ganzer Seele „ein Westfale und zwar ein Stockwestfale, nämlich ein Münsterländer". Sie möchte das westfälische Land „mit keinem anderen Boden vertauschen[133])". In dieser Heimatliebe berührt sie sich mit Schücking. Obwohl auch sie einmal von Westfalen als einer trostlosen Gegend[134]) spricht, bedeutet jedoch für sie dieses Land anders als für Schücking ein Erlebnis. In der Fremde sehnt sie sich immer nach der Heide, denn „mich verlangt nach Haus", schreibt sie einmal, „ich werde nicht ärgerlich sein, die braunen, münsterischen Heiden wiederzusehen und noch weniger die gute Stadt Münster[135])."

Es gibt für sie keinen Gegensatz von Natur und Mensch. Sie befindet sich in völligem Einklang mit der Landschaft Westfalens.

Was bedeutet ihr nun in seelisch-geistiger Hinsicht das Land der roten Erde? Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß das Münsterland ihre Heimat ist und daß sie sich zu ihm hingezogen fühlt, weil sie dort ihre Kindheit und Jugend, ja sogar einen großen Teil ihres späteren Lebens verbrachte. Trüper glaubt in Annettens Hingabe vor allem an das flache Heide-, Moor- und Kampgebiet – denn das übrige Westfalen tritt an Bildhaftigkeit in ihrem Werk weitgehend zurück – den Beweis für die innere Verwandtschaft zu finden[136]). Er meint, der objektive Gehalt dieser Landschaft habe Annettens persönlicher und künstlerischer Eigenart beste Möglichkeit zur Vollendung geboten, und sie habe die

Landschaft gleichsam als Bestätigung ihrer selbst empfunden[137]. Wir vermögen ihm hierin ganz zu folgen und fügen noch hinzu, daß Annette diesem Landstrich notwendigerweise verbunden sein mußte, da sie instinktiv fühlte, daß die westfälische Erde mitbestimmend an ihrem Charakter formte, daß die Schwere der Landschaft in ihr sich vorfand und daß Weite und Begrenztheit auch ihr Wesen weitgehend beeinflußte. Es kommt aber bei ihr nicht zu einem Zwiespalt, zu einem Bruch im Verhältnis zur Natur wie etwa bei A. v. Hatzfeld. Denn es finden sich in ihrem Werk keinerlei Andeutungen, die besagen, daß sie sich gegen die westfälische Landschaft auflehne. Ihrem Naturgefühl fehlt eines: Das Bewußtsein, daß die Landschaft für die Gesamtheit des einzelnen Menschen eine vertiefte Wertung erlangt, wenn sie als wesentlicher Bestandteil seiner geistigen Lebensform dargestellt und erfaßt wird. Diese Bedeutung gewinnt Westfalen bei Hatzfeld.

Das westfälische Land bewirkt zunächst bei ihm ein Gefühl der Naturferne, da es infolge seines Doppelcharakters, der Weite und Enge, der lichtverklärten Heiterkeit und trüben Melancholie beim Menschen, sofern er zutiefst an sich die schicksalhafte Bedingtheit seines eigenen Wesens durch die Landschaft erfährt, einen seelischen Zwiespalt hervorruft. Die westfälische Landschaft zwingt den Menschen förmlich in ihren Bann. „Immer umgibt uns dieselbe Landschaft“, so heißt es in einem Aufsatz von Hatzfeld, „und verläßt man die Tore der Stadt, immer führen uns die Wege zu ihr zurück und damit zu uns selbst[138].“ Daraus ergibt sich deutlich, daß dieses Westfalen den Menschen zu einer Ichbetonung und Ichverhaftung drängt, daß er dem Gesetz des Landes leidend unterworfen und ergeben ist. Die Begrenzung des Raumes durch Wallhecken ruft beim Dichter ein Gefühl der Enge hervor. Löns weist ebenfalls auf diesen eigentümlichen Zustand beim Münsterländer hin, „dessen Leben von der Natur . . . mit engen Wallhecken umgeben“ wird[139]. Der Trieb des Westfalen zur Ferne, neben der rassischen Anlage hervorgerufen durch die Weite des Raumes, wird auf Grund dieser Begrenzung gehemmt oder sogar getilgt:

„Die Weite eines Sommertages engt der Hahnenschrei.
Wallhecken grenzen mir die großen Horizonte.
Das Blut darf nicht ausbrechen in den Mai,
dies Blut, das sich zur Größe noch nicht lösen konnte[140].“

Die innere Zerrissenheit wird hier durch die Landschaft verstärkt. So entsteht beim Dichter das Gefühl, als sei das Land ein feindliches Wesen.

„Ich stehe plötzlich träumend im Morast,
träumend im Moor, bedroht vom ganzen Land[141].“

Nur die beiden Werte Morast und Moor bleiben beim Erlebnis der Landschaft übrig, und sie rufen das Gefühl einer Bedrohung hervor, die von außen an den Menschen herantritt. Die Natur wird vermenschlicht. Sie bekommt ein Eigenleben, das sich den Wünschen des Menschen entgegenstellt. Es sind dieselben „drohenden Gespenster“, die H. Löns in

den Wachholderbüschen erblickt[142]), wenn „die Uhlenflucht" beginnt und es im „Stangenholz leise ruschelt[143])". Hier zeigt sich deutlich Löns' Verwandtschaft mit der Droste. Die Geister der „Uhlenflucht" werden bei ihr in der gleichen traumhaft-drohenden Dämmerung erlebt. Es sind die melancholischen Heidegespenster, die Annette im „Knaben im Moor" zu dämonischer Bildkraft einfängt, die Spukgestalten der Heide und des Moores, die den Knaben mit Angst und Schrecken erfüllen: der „gespenstige Gräberknecht, der dem Meister die besten Torfe verzecht", der „Geigenmann ungetreu", die „unselige Spinnerin, die gebannte Spinnlenor'". Sie alle erwachsen bei beginnender Nacht aus der Landschaft, aus dem seufzenden Moor, den unheimlich nickenden Föhren und bedrängen das Kind[144]). Es ist der „blaue Heidemann", der mit Hünenschritten über das Moor gleitet und nach dem Zuschauer mit Geisterfingern greift[145]). So unheimlich erscheint nach Wincklers Darstellung die westfälische Landschaft bei Nacht, daß selbst der Pastor nicht gern zur letzten Oelung hinausgeht, wenn dem Meßjungen die schwankende Laterne ausgeblasen wird [146]). Das sind jene schwermütigen Herbstabende, von denen er in seinem Buch „Pumpernickel" spricht, die „auch die Einheimischen öfters mit Bedrückung überfallen[147])". Aber bei keinem dieser drei Dichter kommt es zu einer Abkehr von der Landschaft, zu einer Auflehnung wie bei Hatzfeld.

Die ausgesprochen trüben Stimmungen der Landschaft, die sich in den ersten Dichtungen Hatzfelds verschiedentlich finden, bedingen bei ihm eine melancholische, ja naturferne Haltung.

„Vom Trauerfall der Tropfen klopft die Heide,
und klopft mein Blut. Der ganze Himmel sinkt.

. . . .

Des Himmels Schwere drückt die Krähen nieder,
und meine eigne Schwere liegt darin.
Die Augen hängen Not an ihr Gefieder,
lassen es los und wissen nicht wohin[148])."

Der Dichter in seiner Sehnsucht nach Weite und Befreiung unterliegt den schweren und hemmenden Stimmungen der Natur. Ein innerer Zwiespalt entsteht so zwischen dem Wollen des Menschen und der von außen an ihn herantretenden Beeinflussung, die polar zu seinen Wünschen steht:

„Des Raubtiers Hinterhalt ist mir im Blute.
Die Heide atmet dumpf und monoton.
Ich weiß, daß ich vor Sehnsucht jetzt verblute
nach gelbem Sommer und nach rotem Mohn[149])."

Die schwere Heidelandschaft erdrückt den Menschen förmlich. Eine Sehnsucht nach einem glücklicheren und lichten Naturerlebnis wird wach.

Diese Gedichte Hatzfelds zeugen von dem beklemmenden Einfluß der westfälischen Landschaft, der sich beim Menschen bis zur Abkehr von ihr steigern kann. Franziskus, der Held der ersten Erzählung Hatzfelds, ist dem gleichen Zwiespalt, der aus der westfälischen Landschaft herrührt,

ausgeliefert. Als Kind steht er allerdings noch in einem problemlosen Verhältnis zur Natur und zur Landschaft. Die Natur ist die allumfassende Einheit. Franziskus fühlt es, sieht sich als Teilglied der großen Erde und Natur: „Eine gewaltige Einheit ruhte eines Morgens über der Welt und war da. Mit ihr aber ganz tief verbunden war Franziskus Drosse, und er ging, um bei den Blumen zu sein[150])." – Diese Worte deuten das innige Verbundensein des jungen Franziskus mit der Landschaft an. Mensch und Natur sind eins, sind Teile des Weltalls. Das ist aber nur möglich, weil Franziskus selbst noch ein Naturwesen ist, das keinen inneren Zwiespalt kennt. Dieses harmonische Verhältnis zur Natur ändert sich in dem Augenblick, in dem ihm die Spannung von Subjekt und Objekt bewußt wird. Es ist bei ihm die Auseinandersetzung mit dem Problem: Frau, Sünde und Kirche, die eine Absonderung des Menschen von allem Lebendigen und damit eine Entfremdung zur Natur herbeiführt. „Als er im Herbst des Jahres, von dessen Frühling er selbst ein Teil gewesen war, in die Heide kam, zerriß er den Schmetterlingen die Flügel, und seine Augen hingen Not an alle Dinge[151])." Jetzt ist Franziskus derartig erfüllt und durchdrungen von seinem eigenen Leid, daß er seinen inneren Schmerz in der ihn umgebenden Natur wiedererkennt. Aus diesem seelischen Zustand heraus werden alle schon an sich belastenden Bestandteile der Landschaft stärker empfunden und wirken hemmend auf ihn. Die selbstverständliche Einheit mit der Natur ist zerstört. Der Riß ist vollzogen. Sein Ich ist bedrückt. Die westfälische Landschaft erscheint Franziskus wie ein feindliches und ihn bezwingendes Wesen, das „Hoffnung, Glaube" vernichtet. Das vergebliche Ringen des Helden, die Sehnsucht nach der ehemaligen Einheit enden mit einer vollkommenen Verständnislosigkeit der Natur gegenüber. Seine Versuche, ins All zu gelangen, die M. Hübner zu den grundlegenden Faktoren in der Zielsetzung Hatzfelds überhaupt rechnet[152]), scheitern und müssen notwendigerweise mißlingen. Denn Franziskus' ganzes Wesen ist so wenig einheitlich, daß er, ohne einen Ausgleich in sich selbst zu finden, auch sein Verhältnis zur Natur nicht in eine harmonische Einheit bringen kann. „Franziskus raste in die Heide zurück. Es standen Tage um ihn auf, die er nicht mehr verstand. Wenn er im Grase lag, inmitten einer Wiese mit Blumen . . ., sah er, wie am Himmel weiße Wolken zogen . . . . Franziskus empfand Ruhe in solchen Stunden. Aber er verstand sie nicht mehr[153])." Damit ist die endgültige Lösung und Entfremdung von der Natur gekennzeichnet.

Besonders die Hauptgestalt des Romans „Die Lemminge", Iwan Wagner, leidet unter diesem Gefühl der Naturferne. Vorwiegend sieht auch er in der Landschaft nur die ihn bedrückenden Gewalten. Sogar die Heimat wird für ihn zum „Feind[154])", aber nur aus dem Grunde, weil er fühlt, daß er innerlich stark an sie gebunden ist, sich aber nicht zu einer Anerkennung der westfälischen Gesetzlichkeit durchringen kann. Wenn Iwan gelegentlich eine Verbundenheit mit der Natur zu fühlen

glaubt, so ist es nur in rauschhafter Ekstase möglich. Nur „den Ausdruck ungeheuerster Leidenschaft im Gesicht und in den Gliedern", kann er sich auf „Wiesen und auf stöhnendes, aufgebrochenes Land" werfen. Nur so kann sein Körper „Wurzeln" schlagen in der Erde[155]. Dies ist eine ausgesprochen triebhaft naturbesessene Schau der Erde, die mit eigentlichem Naturgefühl nichts mehr zu tun hat, da diese rauschhafte Naturverbundenheit, die eine Projizierung des Seelenlebens in die Außenwelt darstellt, nicht die Natur an sich erlebt. Nur das Triebhaft-Chaotische der Natur wird in grenzenloser Uebersteigerung gesucht, und gerade diese einseitige Einstellung, der jegliche ruhige Ausgeglichenheit fehlt, macht es Iwan unmöglich, ein dauerndes harmonisches Verhältnis zu den Dingen um sich zu gewinnen. Seine zeitweilige Naturverbundenheit wird somit immer nur für Augenblicke verwirklicht werden können, d. h. sie wird ständig in Gefahr sein, sobald die Ekstase verraucht ist, wieder in den alten Zustand der Naturferne zurückzufallen.

Die nur vorübergehende rauschhafte Verbindung des Dichters mit der Natur, wie sie Iwan in den „Lemmingen" fühlt, wird zur wirklichen durch das Italienerlebnis. Italien weist ihm den Weg in die Heimat; denn nur über sie wird die Spannung von Subjekt und Objekt überwunden. Die italienische Landschaft in ihrer südlichen Sinnenhaftigkeit, in der Fülle des Lichtes und dem Gleichklang ihrer Erscheinungsform befreit den Dichter von jeglicher abstrakten und naturfernen Haltung. Es gilt nun nicht mehr eine geistige Haltung zur Natur zu finden, sondern vorerst einmal eine sinnenhafte. Der Mensch, der unter dem südlichen Himmel lebt, findet sein Ich im Ueberpersönlichen der Natur wieder. Unwillkürlich drängt sich im Lande des Südens der Vergleich mit der Heimat auf. Aus der italienischen Landschaft kommen Elemente der Erweiterung und Vertiefung für das Erlebnis Westfalen. Die Türme der Stadt Münster erscheinen jetzt als Symbol und als Warnung vor einer naturfremden und allein ichverhafteten Haltung[156]. Jetzt wird eine Verbindung mit der Lebendigkeit des Allgemeinen erstrebt, weil eine beharrliche Ichversenkung zu einer Erstarrung aller lebendigen Kräfte führen würde. Die stark befreiende Wirkung des Südens wird vor allem durch die Harmonie südlicher Landschaftsformen im Lichte hervorgerufen. Von hier geht eine Parallele zum Lichterlebnis des Nordens, das ebenfalls den Dichter in eine bejahende Einstellung und Verbundenheit zum westfälischen Raum bringt. Schon beim Uebergang über die Alpen erfährt der Dichter dieses Gefühl der Befreiung und bringt dies zum Ausdruck in den Worten: „In einer Nacht, allein auf den Schneefeldern, umgeben und bedroht von den Bergen, sah ich den Mond, wie er langsam wie ein silberner Vogel aus dem Aether aufschwebte und sich leise singend in den Himmel verlor. Er löste die Starrheit meines Wesens und überschüttete alles mit einem wunderbaren Glanz. Da wußte ich, daß nicht die Einsamkeit Größe war, sondern der Glanz, dies glänzende Fest, wenn

die einsam emporgezwungenen Bilder unserer Phantasie sich verklären würden wie diese Landschaft im Lichte des aufsteigenden Mondes[157])." Diese Worte bedeuten eine bewußte Hinwendung zu den lichtvollen Bereichen des Lebens und der Natur unter Zurücksetzung des eigenen Ichs. Der Konflikt im Menschen wird dadurch getilgt. Er fühlt sich als „der Freie, der Fliegende", gelöst von der problematischen und zerrissenen Einstellung zur Natur. Mensch und Landschaft schwingen im gleichen Rhythmus. Die wundersamen und rätselvollen Erzählungen Gilbert Clavels vom goldenen Ei der schwarzen Henne, vom verborgenen Schatz des Königs Roger finden ihre Lösung in der Heimat. Jetzt weiß der Dichter, „wem die schwarze Henne ihr goldenes Ei legen würde, sie, die sich vom Oel der Kirchenlampen nährte", weiß „das Geheimnis des Schatzes, den die Geister bewachten in König Rogers Turm[158])." Ihr verborgener Sinn liegt eben darin, daß der Mensch in der Verbundenheit mit der heimatlichen Erde Glück und innere Beruhigung findet und finden soll.

Die heimatliche Landschaft wird so nicht mehr als Gegensatz zu sich selbst empfunden, sondern der Dichter unterwirft sich. Er fühlt „in des eigenen Herzens starkem Pochen — — den warmen Pulsschlag seines Lands[159])". In diesem Land und seinen Ausdrucksformen findet er sein persönliches Wesen wieder. So wie das Land weit und gleichzeitig begrenzt, schwer und heiter erscheint, so erkennt auch der Mensch dieses Formgesetz in seiner Seele wieder. Das Gefühl der Verwandtschaft schafft eine innige Verbundenheit von Mensch und Natur, die Franziskus nur instinktiv in sich verspürte. Das zwiespältige und daher den Dichter bedrängende Verhältnis zur Landschaft wird gelockert, sobald die schicksalhafte Bindung an die westfälische Erde von neuem naturhaft begriffen wird. Die Natur, die Franziskus instinktiv, Iwan, der Held der Lemminge problematisch erlebte, wird zum zweiten Male gewonnen und bildet von jetzt an die Grundlage für die geistige Auseinandersetzung des Dichters. Das Land der Herkunft ist nicht mehr wie bei Iwan ein „Feind" sondern wird zum „Teil unseres Schicksals[160])", ja, zum Schicksal selbst. Als „das Wichtigste im Leben" erkennt der Dichter „den einen Punkt . . etwas Boden dort unter den Füßen zu haben, wo her man stammt, in dem Land, das wir Heimat nennen, weil es nach innen und außen das Heim für alles ist, für Körper und Seele[161])." Hier findet eine Zurückführung jener ekstatischen Willensimpulse des Iwan auf die einfachsten Bezüge der heimatlichen Erde statt. Aber gerade diese Beschränkung vermag erst eine Beruhigung des seelischen Konfliktes zu bewirken. Der Dichter erkennt nun, daß das Land ihm seine beste Kraft verleiht. So werden seine Worte über Westfalen verständlich:

„Irgendwo muß eine Stätte jedem geschenkt sein,
wo er in sein heiliges Antlitz sieht,
daß die Kraft nicht erlahme,
in den großen Städten und im weiten Land
immer mit allen Sinnen tätig zu sein und zu wirken,

daß das Leben vorwärts schreite in die glänzende Zukunft.
Zu wem sollte ich denn kommen, wenn nicht zu dir,
mein Land, das mich nährte mit Speise und Blut.
— — — — — —
wo eine Stätte uns geschenkt ist,
die uns Wärme gibt im Kreislauf des verwandten Bluts".

Erst die Verwurzelung mit einem Teil der deutschen Erde, mit dem heimatlichen Boden, ist die Voraussetzung für ein tätiges und lebendig schaffendes Leben. Nur der naturverbundene Mensch kann nach des Dichters Meinung sich gegen den Einfluß der Technik wehren und aus der Heimaterde neue Kraft für das fernere Leben schöpfen. Die Heimat wird so zum Brennpunkt des Lebens.

„denn nur aus dir sind meine Gesichte gestiegen,
meine Lieder und Träume,
mein Leben, meine Arbeit, Freude und Qual,
o, mein Land, meine Mutter[162])",

kann der Dichter jetzt mit innerer Berechtigung ausrufen, weil es ihm durch das Erlebnis der Natur gelungen ist die Spannung, die in seiner Heimat liegt, zu lösen. Menschen, die diese Harmonie nicht erreichen, scheitern wie Iwan, oder aber sie sehnen sich ihr Leben danach wie die Sekretärin im Glückhaften Schiff[163]). Sie bleibt bis zu ihrem Tode traurig und schwermütig, weil sie fern ihrer Heimat leben muß. Sie ist entwurzelt.

Die Verbundenheit mit der westfälischen Erde wird für den Dichter zur Offenbarung des Lebens an sich. Sein Sinn ist auf die keimende, immer neu sich gebärende Natur gerichtet:

„Es lebt die Fichte still im Schöpfungsakt
Die ernste Arbeit steigt und glänzt im Harz
. . . .
und ihre Arbeit ist der Erde Takt[164])."

Der einzelne Baum steht hier symbolhaft für das fruchtbar keimende Leben der Natur. Gerade die Wendung zu einer Art Urschöpfung, die alles aus sich in die Erde stellt, muß als typisch westfälische Eigenart betrachtet werden.

In diese Einheit mit der Natur wird auch die Geliebte hineinbezogen.

„Wenn der Mond die Waldgebirge überhängt,
mein Gefühl zum Atem der Natur sich drängt,
denk ich dein Geliebte auf der nächt'gen Flur,
dein gedenk ich, Tochter der Natur[165])."

Sie wird zum Teil der Erde, weil auch sie der gleiche Lebensstrom durchflutet.

Die Liebe zum anderen Menschen ist keine triebhafte, keine Gemeinschaft um ihrer selbst willen, sondern eine mit Wertung und Auswahl. Es handelt sich nicht um irgendein Erlebnis der Liebe, vielmehr um das zu verwandten Menschen, denn

„Wundervolle Ordnung ist uns nun geschenkt.
Einer ward zum andern hingelenkt,
daß nichts Fremdes seinen Sinn betöre,
Unverwandtes ihm nicht angehöre[166]."

Einen ähnlichen Gedanken finden wir in dem Gedicht „Soest". Dort heißt es:

„In diese Erde reich und voller Samen,
auf Deutschlands allerschönsten Aun,
hier säten sie sich aus in ihrem Namen
mit gutgekannten und verwandten Fraun[167]).

Bei den Ahnen auch das gleiche Prinzip der Auswahl, daß nur die Vereinigung zweier seelisch verwandter Menschen dem Gesetz des Lebens gerecht wird. Eine Gesetzlichkeit, ein Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich ebenfalls in der Anpassungsfähigkeit der Organismen[168]). Der Ursprung der Verwandtschaft aller Lebewesen im Weltall liegt in einem schöpferischen Prinzip, in jener Kraft, die sich im Formgesetz der Erde enthüllt. Hier hat die westfälische Landschaft eine erhöhte Bedeutung erreicht. Sie wird zur Offenbarung alles Lebens in der Welt.

Das Südweh des Deutschen nach Italien, das auch Hatzfeld dorthin getrieben hat, führte nicht immer zu einer solch glücklichen Rückkehr zur Heimat wie bei diesem Dichter. Wie viele deutsche Menschen und Künstler haben hier, abgeschnitten von den verwandten und belebenden Kräften der deutschen Erde, ihre Wahlheimat gefunden! Oder sie haben bei ihrer Rückkehr nach Deutschland sich ihr Leben lang zurückgesehnt. Bei ihnen fiel ein Vergleich mit dem Süden zu ungunsten des rauhen Nordens aus. Man denke an Winckelmann, der auf der Rückreise von Italien beim Anblick des grauen nördlichen Himmels so erdrückt wurde von der Schwere und Härte der Landschaft, daß er wieder umkehrte. Und weiterhin seien hier Böcklin, Feuerbach, Wagner erwähnt, die alle ihr Leben in Italien beschlossen. Es bedarf schon eines ganz großen und tiefen Heimatgefühls, um die deutsche Erde über Italien nicht zu vergessen, ja, sie nach der Rückkehr noch tiefer und heißer zu lieben als zuvor. Für Hatzfeld bedeutet das Erlebnis Italien somit nicht Entfremdung, sondern im Gegenteil festere Verbundenheit mit dem heimatlichen Boden. Mit Recht weist Schmidtbonn darauf hin, daß bei diesem Dichter südliche und nördliche Landschaft in eins gesehen werden. Dem Namen Positano geselle sich der Name der westfälischen Stadt Münster bei, wie Mann und Frau sich fänden[169]).

So müssen wir die Worte unseres Dichters über das Land Westfalen als befreiendes Bekenntnis, als Ergebnis eines Kampfes um eine positive Haltung zum Norden auffassen:

„Ich liebe das Land Westfalen, und ich schrieb aus ihm alle meine Gedichte, ich bin glücklich, in diesem Land nahe der Natur leben und arbeiten zu können, und ich glaube zu fühlen, daß in den Gedichten und in dem Buch „Positano" die Quellen am reinsten fließen . . . . Glück

ist, die Schauer der sich ausstrahlenden Natur zu fühlen, Glück ist das kleine weiße Haus in der Furche und auf dem Kamm der heimatlichen roten Erde[170])."

Mit diesem Bekenntnis und dieser Haltung stellt sich das Werk Hatzfelds über die westfälische Besonderheit in den deutschen Raum. Wurzelnd in der roten Erde, weiten sich für den Dichter die engen Grenzen Westfalens. So findet Hatzfeld über die Stufe der Naturferne eine langsame und allmähliche Hinwendung zur heimatlichen Erde. Die Heimat wird zum bestimmenden Faktor für das Verhältnis des Dichters zur Natur. Er erkennt, daß er geistig, seelisch und körperlich von ihr abhängig ist, daß nur eine Bejahung dieser Bedingtheit ihn befreien und ihm das „Wesen des Ferneren" erschließen kann.

Bei keinem der bisherigen Dichter Westfalens hat die westfälische Landschaft eine derartig gesteigerte Bedeutung erlangt. Sie wird zum Symbol des Lebens und erfährt eine Erhöhung, neben der das nur Westfälische zurücktritt vor dem Allgemein-Deutschen.

II.

Dichter und Mensch.

1. Die Zweiseelenhaftigkeit des westfälischen Menschen.

Das Landschaftsbild Nordwestfalens, so wie wir es in dieser Abhandlung entworfen haben in seinem Doppelcharakter der trüben Schwermut sowie der heiteren Lichtverklärtheit reizt dazu, sich mit dem westfälischen Menschen näher zu befassen.

Hier soll zunächst die eingangs aufgestellte Behauptung, dem Westfalen sei eine Zweiseelenhaftigkeit eigen, einer eingehenderen Betrachtung unterzogen und dargetan werden, wie weit sie sich in der Kunst westfälischer Dichter vorfindet.

Ob man nun diese eigenartige Veranlagung und Haltung des Westfalen auf eine Mischung von nordisch-fälischem Blut zurückführt, wie es Brepohl tut[171]) — eine These, die durch geschichtliche Vorgänge zum mindesten wahrscheinlich gemacht werden kann (vgl. S. 27) — oder beschränkt man sich auf die kritiklose Wiedergabe der Ausführungen Große-Perdekamps, der nur von einer „Spannung" im Westfalen, einer „breiten Erdhaftigkeit und einem gewaltigen metaphysischen Auftrieb" spricht[172]), oder weisen wir endlich auf den Westfalen hin als eine „gründlich realistische Natur„, gepaart mit einer zu allen Zeiten vorherrschenden „Wanderlust", wie es L. Schücking für das „kindliche Volk" der Westfalen als typisch hinstellt[173]), ist im Grunde nicht so wesentlich. Den verschiedenen Meinungen gemeinsam ist jedenfalls das eine, daß in diesem Stamm eine seelische Zweipoligkeit vorherrscht. Schon hier sei gesagt, daß dies, abgesehen von Hatzfeld, für die im Rahmen dieser Arbeit behandelten Dichter nicht im gleichen Maße zutrifft. So spiegeln Schückings Romane und Erzählungen kaum diesen seelischen Zwiespalt wieder. Das einzige Werk, das sich mit dem westfälischen Menschen als solchen überhaupt beschäftigt, sind „Die Ritterbürtigen". Hier handelt es sich aber weniger um die Darstellung innerer Zweipoligkeit als um eine scharfe Kritik an den Zuständen des westfälischen Adels, und da die Arbeit das Ziel verfolgt, die Zweiseelenhaftigkeit dieses Stammes, hervorgerufen durch Landschaft und Rasse, wiederzugeben, scheidet mithin der Roman aus. Im übrigen ist die Wahl des Stoffes und die Problemstellung der Romane und Novellen Schückings zu allgemein gehalten und zu wenig auf rein westfälische Eigenarten abgetönt. Immermann, der nur wenige Jahre

sich in Westfalen aufgehalten hat, verfolgt mit seiner Darstellung westfälischen Bauernlebens im Oberhof die Tendenz diesen erdhaften und kräftigen Volksschlag dem verdorbenen und entwurzelten Milieu des Münchhausen-Kreises gegenüber zu stellen. Schon in der Ablehnung wurzelloser Menschen und in der positiven Wertung der naturnahen erdverbundenen Haltung des Westfalen liegt der Grund, weshalb Immermann bei der Behandlung unserer Frage nur selten herangezogen wird. Selbst kein Westfale und westfälisches Milieu zum großen Teil aus den Vorarbeiten der Frau von Sybel entlehnend[174]), hat er wohl auch gar nicht den westfälischen Menschen als solchen schildern wollen. Ja, es muß sogar bezweifelt werden, ob er, der ja nur die *eine* Seite erwähnt, sich der Zweipoligkeit bewußt war. Anders dagegen verhält es sich schon bei Grabbe und Winckler und namentlich bei Hatzfeld. Ihnen gilt vor allem die folgende Abhandlung.

Wie stark bei Hatzfeld das westfälische Erbe rein herkunfts- und blutmäßig vorhanden ist, möge ein kurzer Hinweis auf seine Ahnentafel andeuten. Von 1500 1900 hat kein Hatzfeld eine andere Frau als eine Westfälin, und zwar eine Münsterländerin geheiratet. Ein Zeichen für das in ihm stark verankerte Westfalentum.

Schon in einem seiner Jugendgedichte tritt deutlich jene innere Spannung hervor:

„Wir waren Lied des großen Wasserfalls
— — — — — — - — —
und kreisten Sonne, Stern und wurden Mond.
Von unsrer Tat Unendlichkeit bewohnt,
wurden wir ewige Geburt des All's.
Wir waren nicht Verschonte furchtbaren Gesetzes,
das aus der Erde und den schweren Dingen taucht
Der Morgen, der aus seinen Hinterhalten
furchtbare Nebel durch die Fenster raucht,
— — - — — — — —
fängt uns wie Fische in den Maschen seines Netzes[175])."

In metaphysischem Auftrieb verbindet sich der Dichter mit der Unendlichkeit des Alls, und sein Fernedrang findet eine Beruhigung in der ewigen Geburt des Kosmos. Zu dieser überpersönlichen Sehnsucht steht polar die schwere Erdgebundenheit des Menschen, die hier als ein „furchtbares Gesetz" aus der Landschaft symbolhaft erwächst. Der Mensch fühlt sich so in seinem Trieb zur Ferne festgehalten durch das Gesetz der Erde und der schweren Dinge wie ein Fisch im Netz. Noch deutlicher zeigt sich das Doppelgesicht des westfälischen Menschen in der „Westfalenballade". Der Reiter, der dort zu Pferde steigt und die „hundert Nächte der Sehnsucht" umfaßt, zerbricht auf seinem Ritt alle Schranken, die ihn fesseln und hemmen. „Wie der Sturm der großen Heide" reitet er „Gott und Welt aus ihren Achsen". Alles wird von diesem ungeheuren und leidenschaftlichen Fernedrang beherrscht, wenn der Dichter fortfährt:

„und meiner großen Seele dunkle Falten
Falten sich aus, daß Roß und Reiter klingt,
und meine Seele hängt wie Nacht im Land"[176]).

In diesen Worten von der großen Seele mit ihren verborgenen Tiefen, die sich wie der Schleier der Nacht über das weite Land ausbreitet, liegt die ewig unruhige, unstete Seite des Dichters, und weiter gefaßt, des Westfalen eingeschlossen. Hier ist der Durchbruch des fernschweifenden Charakters so stark, daß das Verhaftetsein im eigenen Ich, in der Schwere des bäuerlich-westfälischen Wesens, für einen Augenblick wenigstens überwunden wird. Nicht umsonst scheint daher diese Seite des Westfalen bei Hatzfeld in der Gestalt eines Reiters aufzutreten, der für uns Tatkraft und ständige Bewegung verkörpert. Der „Dämon" im Westfalen, von dem Brepohl spricht[177], wird in jenem dahinrasenden Reiter verbildlicht. Wie sehr gerade im westfälischen Stammestum ein solcher Durchbruch des Dämonischen möglich ist, beweist auch die Wiedertäuferbewegung, die die vorhandene Ordnung und Gesetzlichkeit in einem wilden Ansturm zerbrach. Denn „wächst irgendein Druck zu fürchterlich, platzt gerade der Westfalen Schädel wie ein Kessel aus Rand und Band", meint Winckler. Hier bei der Wiedertäuferbewegung ist es der Druck der Kirche, die mit ihrer Religion, wie Winckler in „Pumpernickel" anführt, dem Westfalen ein „so gefährliches Narkotikon" ist[178]).

Für diesen Reiter in der „Westfalenballade" gibt es keine räumlichen noch übersinnlichen Grenzen. Sein Eroberungsdrang läßt ihn alle Fesseln vergessen:

„Dann sind mir alle Grenzen Spott und Hohn.
Es gäbe, wenn ich wollte, eine Himmelfahrt.
Ich stürzte, wenn ich wollte, Gott vom Thron
und schleifte ihn am Pferd, am weißen Bart[179])."

Das sind jedoch nur augenblickliche Möglichkeiten. Und immer wieder siegt beim Westfalen, wenigstens bei Hatzfeld, altgewohnte Ordnung, womit sich gleichzeitig aber auch wieder die Zerrissenheit aufdeckt:

„Doch plötzlich wird die Seligkeit des Reitens leerer.
Die Hand löst sich vom Blut des Pferdes los,
und alle Dinge werden wieder schwerer,
und meine Wollust zittert nackt und bloß.
Ich stehe plötzlich träumend im Morast,
träumend im Moor, bedroht vom ganzen Land,
und steh an meines Wesens dunklem Rand:
Wer ist hier Herr, wer Knecht und wer der Gast[180])."

Die Erdgebundenheit des westfälischen Menschen, die Schwerfälligkeit seiner Natur verhindert letzten Endes einen vollen Ausbruch des Dranges in die Ferne. So bleibt nur das „Wilde Zyklopische in sich Verschmachtende nie zu rechter innerer Freiheit Gelangende", was Winckler als wesentlichen Zug des westfälischen Menschen herausstellt[181]). Auch im Rhythmus der „Westfalenballade" prägt sich der innere Zwiespalt aus. In dem Fortfall des Auftaktes am Anfang der (hier nicht zitierten) Vers

zeile: „Nächte der Sehnsucht, die mein Blut durchstieg" liegt eine ungeheure Wucht. Die „Nächte der Sehnsucht" werden dadurch herausgehoben und erfahren eine Uebersteigerung aus dem inneren Erlebnis heraus. In dem gleichen Gedicht findet sich noch zweimal ein solcher Durchbruch, eine Ueberwältigung des Gleichmaßes durch das Uebergewicht der seelischen Spannung: „träumend im Moor..." und „Wer ist hier Herr..." Der Bruch, der so in dem sonst gleichmäßigen Verlauf des Rhythmus auftritt, ist innerlich bedingt. Man könnte hier von einer typisch westfälischen Gestaltung sprechen und träfe sich mit L. v. Danwitz, der glaubt, daß der Rhythmus bei A. v. Hatzfeld, der die Worte aneinander gliedert, Pulsschlag westfälischen Blutes sei[182]). In der „Westfalenballade" liegt bereits die ganze Tragik und Problematik des jungen Dichters (Das Gedicht findet sich schon in einer Ausgabe von 1919): der Wunsch, ins Allgemeine, Ueberpersönliche zu gelangen trotz der erkennbar bestehenden Hinderung[183]).

Dieses Doppelgesicht des Westfalen hat von den hier angeführten Dichtern neben Hatzfeld vielleicht Grabbe am deutlichsten erkannt. In dem Drama „Kaiser Friedrich Barbarossa" ist die Zweipoligkeit des westfälischen Menschen in den beiden Gestalten: Heinrich der Löwe und Barbarossa durchgeführt, Barbarossa, der in Ideen lebt, der von einer Weltherrschaft träumt, und Heinrich der Löwe, der nur an Sachsen denkt, an naheliegende, realisierbare Werte. Während Barbarossa für die „Freiheit" der Völker kämpfen will[184]) betont Heinrich die Aussichtslosigkeit, um ferne Ziele zu ringen. Erdhaft fest wurzelt er in seinem Heimatland, und sein Wille zur Begrenzung und Beschränkung setzt sich dem Universalismus des Hohenstaufen entgegen. Obwohl es sich hier um zwei historische Persönlichkeiten handelt und Barbarossa seiner Herkunft nach kein Westfale ist, verrät die Behandlung des Stoffes, die Gegenüberstellung dieser beiden entgegengesetzten Gestalten deutlich Grabbes westfälische Bedingtheit. Der spannende Gegensatz, der im einzelnen Menschen liegt: Fernedrang, Trieb zum Allgemeinen und Schwerhaftung, Beschränkung und Besitzergreifung des Naheliegenden, kurz nordischer und fälischer Geist, ist in den beiden Gestalten Form geworden. Die Auslegung Schöttlers, der in diesem Drama den „Geist der Motivierung" nur in der „Erotik" sieht[185]), scheint uns zu eng. Sicher trifft es zu, daß die Freundesliebe der beiden einen wesentlichen Bestandteil der inneren Motivierung dieses Stückes darstellt. Aber ist es nicht auch so, daß hier Grabbe den in ihm lebenden Zwiespalt des Westfalen, sein eigenes innerstes Ich, auf seine beiden Hauptgestalten übertragen und so in dem Kampf zweier Menschen gegeneinander und ihrer gleichzeitigen Verbundenheit gleichsam die seelische Zerrissenheit eines westfälischen Menschen versinnbildlicht hat?

Die Zweipoligkeit westfälischen Wesens drängt immer wieder entweder wie hier bei Grabbe zur Gegenüberstellung der beiden Kräfte in zwei Personen, oder aber sie führt zu einer Vereinigung und Vermischung in

ein und derselben Person wie bei Hatzfeld. Das Bild des Reiters taucht bei ihm nicht selten als Ausdruck seiner Sehnsucht auf und ist aber dann durchsetzt von jenen schweren, erdhaften Zügen. So wird im „Glückhaften Schiff" das Leben in seiner fließenden, schicksalhaften Erscheinung in jenem Symbol eingefangen. Dem sorglosen „Auf Wiedersehen zu Hause, Elis" ihres Bruders, der in acht Tagen zurück sein will, ruft der Held des Romans die schicksalhaften Worte nach: „Aber das Leben ist ein Reiter, der nachts sein Pferd sattelt, sein Pferd, dem die Hufeisen verkehrt angenagelt sind, um die Fährte zu verwischen. Er steigt in den Sattel. An der Spitze seines harten Schuhes ist ein Dolch angeschnallt. Mit ihm ersticht er im Vorbeireiten den Wanderer auf der Straße, den, den er gerade erstechen will[186]" — und Elis starb gegen Mittag! Der Vergleich des Lebens mit einem Reiter, der sein Pferd sattelt, ist Ausdruck der fernschweifenden Abenteuerlust. Jedoch ist der Ritt kein sorgenloser, unbeschwerter, sondern er bleibt mit einer erdschweren Gewalt belastet. Es ist der Ritt des Schicksals, dem der Mensch leidvoll ausgeliefert ist. Ihm steht er machtlos gegenüber, denn die Hufeisen dieses Pferdes hinterlassen keine Spuren. Sein Reiter ersticht, wen immer er will. Ist eine solche Ergebenheit in das Schicksalswalten eines „Reiters" nicht das gleiche, was Große-Perdekamp vom Westfalen sagt: Erdgebundenheit und metaphysischer Auftrieb?

Nicht immer nimmt die Auseinandersetzung im eigenen Ich derartig tragische Ausmaße an wie hier bei Hatzfeld und Grabbe. Dort, wo der innere Seelenkampf nicht zu ertragen ist, rettet der Westfale sich oft in ein Reich der Ironie, der Satire und des Witzes, so bei J. Winckler. Sein „Pumpernickel" und „Der tolle Bomberg" sind Zeichen dieser Haltung. Dieser Humor ist letzten Endes ebenfalls bedingt durch die schwer zu überwindende innere Spannung. Nur so sind jene geradezu phantastischen Streiche des tollen Barons zu deuten. Aber auch trotz der Flucht vor der Zweiseelenhaftigkeit bleibt der westfälische Mensch ihr verhaftet, und Winckler bedurfte durchaus keiner regen Phantasie, diese Rettung aus dem eigenen Ich dichterisch in einer Gestalt einzufangen. Hier konnte er aus dem Leben schöpfen. Die allzu bekannten Streiche des tollen Bomberg lieferten ihm den Stoff. Ihm zur Seite steht Professor Landois aus Münster, wie er ein echt westfälisches Original, ein „unruhvoller Sanguiniker, der die Sporen wie die Altarschelle, den Folianten wie die Speckseiten liebt[187]." In ihnen beiden verkörpert sich westfälischer Sinn für Komik und Humor. Es ist eine besondere Art des Witzes, die der Westfale besitzt, kein schöngeistiger und feinsinniger, sondern erdhaft und urwüchsig, der den anderen Menschen oder sogar sich selbst zur Zielscheibe seines Spottes macht, nie aber den Blick für die Wirklichkeit verliert.

Daß auch im ganzen Volk und nicht nur in einigen Wenigen dieser Sinn für Komik lebt, die das eigene Wesen belächelt, bezeugen die

vielen Anekdoten vom Westfalen, von denen Winckler in seinem Buch „Pumpernickel" einige anführt. Da ist die Geschichte vom schweigsamen Westfalen, der selbst vor Gott sein Selbstbewußtsein nicht aufgibt und für alle Herrlichkeit des Himmels nur das eine Wort „moi" (= ganz nett) hat, so daß Gott es aufgibt, „den Pumpernickelmann zum Sprechen zu bringen[188])". Oder die Sage von der Entstehung des ersten Westfalen, der, als Gott an einen Eichenklotz anstößt, aus ihm herausspringt und ausruft: „Wat stött hei mi[189])?"

Diese Selbstkritik kennt auch Grabbe. Aber bei ihm ist es kein befreiendes Lachen, es ist gequält, und man fühlt den bitteren Ernst und die Verzweiflung deutlich hindurch. Sie führt bei ihm zu einer offenen Darstellung und Verspottung seiner Fehler in dem Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Hier wird der Kreis der schöngeistigen Dichter, die Unzulänglichkeit der Welt und der Menschen mit scharfen und spöttischen Worten belächelt, und die eigenen Schwächen werden in dem trinkenden Schulmeister charakterisiert.

Und in „Der Tod des Eichhörnchens" von A. v. Hatzfeld können wir etwas ähnliches feststellen, zwar keine Selbstverspottung, aber doch satirische, humorvolle Kritik an westfälischer Sentimentalität und Hinterhältigkeit. Der Bauer, der dort das Eichhörnchen erschießt, ist ein echter Westfale. Er liebt die Natur auf eine sentimentale Weise. „Und dann Sophie, wenn ich so durch unsere heimischen Wälder gehe", sagt er zu seiner Frau Sophie, „dann ist mir jedes Tier fast so nahe wie meine Landsleute, die ich doch alle von Herzen gerne habe." Er bringt es also nicht fertig, das Eichhörnchen von vorne zu erschießen, weil es ihn „so mit seinen treuen Augen ansah". „Aber", so erzählt er auf dem Schützenfest unter dem dröhnenden Gelächter der Zuhörer, „dann bin ich schnell um den Stamm herumgelaufen und da hab ich es in den Hintern geschossen und jetzt, Sophie, kannst du dir daraus einen Kragen machen[190])." Westfälische Eigenart, verschlagene Bauernschläue, wird hier, nicht ohne einige Bitterkeit, gegeißelt.

Die tollen Streiche des Bomberg, die oben als ein Rettungsversuch des westfälischen Menschen aus dem inneren Hader seiner Seele betrachtet wurden, können auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt gewürdigt werden. Ein großer Teil von ihnen dient zur Verspottung der patriarchalischen Formen des Landes, zur Auflehnung gegen alles Kirchliche und führt uns somit zu einer allgemeinen grundsätzlichen Erörterung der Frage: Inwieweit gerade Kirche und Tradition das Innere des westfälischen Menschen entzweien? Die patriarchalische Lebensform umgibt den Westfalen wie einen Block[191]). Schon Schücking weist auf die feste und knorrichte Eichenholznatur des Westfalen hin, die ererbte Sitte und Anschauung festhalte[192]); und Winckler spricht von der Starrköpfigkeit und Treue zum Glauben[193]). Hier sei auch Immermann angeführt, der in seinem „Oberhof" in dem genauen Festhalten an den einmal gebilligten

und erprobten Sitten (bei einer Hochzeit etwa) westfälische Eigenart sieht. „In allen Sachen muß man daran halten, wie sie eine Ordnung und ihren Bestand haben und des Herkommens sind", sagt der Hofschulze zu dem Spielmann, der ihm Neuerungen vorschlägt[194]). Die Ahnen mit ihrer starren Lebenshaltung verhindern beim Enkel ein freies Sichentfalten seines eigenen Wollens und zwingen ihn, in ihrer Bahn weiter zu schreiten. Keineswegs aber trägt dies zähe beharrliche Festhalten an allem Ueberlieferten zu einer inneren Beruhigung bei, ganz im Gegenteil. Daran ändern auch vereinzelte anderslautende Aussprüche nichts, wie etwa Wincklers Worte, daß „die Erdsicherheit inmitten einer so breiten Sippe" für ihn „das Wundervollste" sei[195]), die ja zweifellos ein Lob der Familie und damit der Familientradition darstellen. Da es sich hier offensichtlich um Jugenderinnerungen, nicht etwa um die im harten Kampf errungene Anschauung eines gereiften Manes handelt, müssen wir annehmen, daß Winckler den Zwang der Familientradition als solchen nicht empfunden hat.

Schon beim jungen Hatzfeld jedoch klingt der Wunsch hindurch, frei von den Ahnen zu sein:

> „Unter unserm dunklen Blute pocht ein Raum,
> drin wir feindlich unsre Art begreifen
> — — — — — — — —
> Vater, laß mich ruhn[196])!"

Es offenbart sich hier die Sehnsucht des jungen Dichters, sich von der Tradition, die sich in den Ahnen verkörpert, loszusagen. Und wenn Hatzfeld in der „Westfalenballade" von den Hintergründen des Lebens spricht, die das Ich einengen, so läßt sich hierin ebenfalls die feindliche Haltung den „Vätern" gegenüber erkennen. Die stark und fest verankerte Tradition gerade des westfälischen Adels hemmt beim jungen Dichter den Drang zur Ferne und Selbstgestaltung des Ichs. Ein gutes Beispiel für den ergebnislosen Versuch selbst des gereiften Menschen, die patriarchalische Form zu durchbrechen, bietet eine kurze Erzählung Hatzfelds. Die Tante, die dort geschildert wird, bleibt bei diesem Beginnen stehen und kehrt wieder zur westfälischen Gesetzlichkeit zurück. Gelegentlich eines Familienfestes nahm diese Tante den jungen Hatzfeld, wie er erzählt, beiseite, tat heimlich einige eingefangene Stichlinge in die Bowle und fragte, zu den Gästen gewandt: „Ob ihr jetzt wohl fortschwimmen werdet?" Aber es ist niemand fortgeschwommen und auch die Tante hat ihr Leben in der Stadt Münster beschlossen[197]). Hatzfeld gelangt erst spät zu einer Bejahung der Bindung an die Ahnen und damit zu einem Freiwerden von dem ihn bedrückenden Zwang in dem Gedicht „Soest". Die lange Reihe der

> „. . . . . toten Ahnen,
> die ihm das Leben schwer ins Blut gesenkt"

hat, wird als etwas Notwendiges erkannt.

„und dankbar denkt er derer, die um seinetwillen,
damit er lebe, längst gestorben sind[198])."

Die Ergebenheit in das, was seine Ahnen ihm durch ihr Dasein schenkten, verleitet ihn sogar zu einem Dankeswort an alle, die um seinetwillen lebten und deren Verehrung ihm zur heiligen Pflicht wird.

Die patriarchalische Form des Lebens, das starre Festhalten am Hergebrachten prägt sich vor allem der Religion gegenüber aus. Auch hier läßt sich bei vielen Westfalen ein heftiges und leidenschaftliches Ringen feststellen, soweit nicht etwa die besondere Veranlagung des jeweiligen Menschen an einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit der Gottheit hindert.

So hat Annette einen solchen Kampf mit ihrer Gottheit nicht so stark gekannt. Außer im „Geistlichen Jahr", das sie mehr gezwungen als aus eigenem Antrieb schreibt, befaßt sie sich überhaupt nicht mit religiösen Dingen. Für sie scheint es auf diesem Gebiete keine Probleme, keinen Zweifel und keine Auflehnung gegen den katholischen Glauben zu geben. Vielleicht passen hier Wincklers Worte über A. v. Droste-Hülshoff, die zwar einer gewissen Einseitigkeit nicht entbehren, aber doch im Kern Wahres enthalten. Winckler selbst, der sich der Zweipoligkeit im Westfalen wohl bewußt und alles andere als religiös befangen ist, charakterisiert die Droste als jenes „adelige Fräulein mit der mondsüchtigen, mimosenhaften Sensitivität, mit ihrer Kurzsichtigkeit und Befangenheit, den Vorurteilen ihrer Kaste, der religiösen Benommenheit[199])". Wenn wir auch dem nicht zustimmen können, was Winckler weiterhin von der Droste anführt: daß sie den ungeheuren Klotz (gemeint ist der westfälische Mensch) verschnippele und ihn mit schöngeistigen Arabesken bemale, daß sie in ihrer Eigenschaft als Frau überhaupt nicht den echten Westfalen wiedergeben könne, so ist jedoch zutreffend, daß bei ihr eine religiöse Benommenheit vorherrscht. Auch bei A. Wibbelt, der katholischer Pfarrer ist, kommt aus der Besonderheit tief empfundenen Priestertums keine prometheische Auflehnung in Frage. Im allgemeinen unterliegt aber das Verhältnis zur Gottheit in diesem Lande starken Spannungen. W. Rolevinck weist in seinem Buch „Vom Lob des alten Sachsens nun Westfalen genannt" schon im 15. Jahrhundert auf die religiöse Spannung innerhalb dieses Volksstammes hin und betont die Eigenwilligkeit des Westfalen und seine Hartnäckigkeit. Er erzählt davon, wie weder der Satan noch Gott mit diesem Stamm fertig werden können, da er sich keinem unterwerfen wolle. Auf die Frage Gottes an Satan, ob er unten auf der Erde das Westfalenvolk gesehen habe, „das unbekehrbare und allen Gläubigen so lästige"?, übernimmt es Satan, sie aus der Welt zu schaffen. Aber sie machen ihm soviel Mühe, daß er sein Unternehmen aufgeben muß, und Satan kann auf die Vorwürfe Gottes nur antworten: „Halt es mir zugute Herr, Du kennst ja dieses Volk, wie hartnäckig es ist, weder auf mich noch auf Dich wollen sie hören[200])." Hier wird in sagen-

hafter Form die Eigenart des westfälischen Menschen Gott gegenüber dargestellt, sein Selbstbehauptungswille und zugleich, wenn auch nur verhalten, seine Ablehnung der christlichen Religion. Weder dem Guten noch dem Bösen kann und mag sich der Westfale unterwerfen. Er will sich seine Weltanschauung, losgelöst von jeder Norm und jedem Zwang, selbst bilden. Gerade die christliche Religion empfindet er als Bedrückung.

So sagt Winckler in seinem Buch „Der alte Fritz" von Christophorus: „Der könnte sehr gut aus diesem Lande stammen. Dies Land wurde gleichfalls mit dem Tragen des Erlösers nie fertig — recht innerlich freie Menschen wachsen hier kaum[201])." Die innere Abneigung gegen die Religion, die sich aus dem westfälischen Wesen selbst ergibt und verstärkt wird durch die patriarchalische Form des Lebens, wird immer wieder den Westfalen zu Auseinandersetzungen mit ihr zwingen, zumal namentlich die katholische Geistlichkeit hier eine ungeheure Macht besitzt, so daß Dr. Jungmann dem jungen Josef in „Pumpernickel" zu Recht sagen kann, er solle vor allem nach außen der Geistlichkeit keinen Anlaß zur Hetze geben, sonst sei er in Westfalen von vorneherein verloren[202]).

Nach diesen Ausführungen kann es daher nicht wundernehmen, wenn auch Hatzfeld mit seinem Gott und seiner Kirche in Konflikt gerät.

Die Familie Hatzfeld war von 1000—1400 in Hessen (daher der Name Hatzfeld-Chattenfeld)[203]), dann bis zum 17. Jahrhundert als Landbesitzer in der Soester Börde ansässig. Nach dem Verlust des Landgutes wurden die Söhne Offiziere, Verwaltungsbeamte und Geistliche. Die Wahl des geistlichen Berufes verbürgt eine feste Verankerung des katholischen Erbgutes. Die weibliche Linie brachte häufig protestantisches Blut mit[204]), und wohl auch so ist es zu erklären, daß sich dann und wann bei den Nachkommen starke innere Konflikte mit der katholischen Religion ergaben. Vor allem das Dogma von der Erbsünde führte einen Gegensatz von Körper und Seele, einen Abstand zwischen Gott und Mensch herbei. Für den katholischen Menschen bedeutete schon immer Liebe Unkeuschheit. „Es gilt als das größte Verbrechen", so meint der Dichter Till Eulenspiegel in „Franziskus", „ein Frauenbild mit einem ausgeschnittenen Kleid länger zu betrachten[205])". Franziskus, dessen ganzes Wesen aber zum anderen Menschen, zur Frau drängt, fühlt sich durch diese Lehre beengt und erniedrigt. Die Folge dieser Glaubenszweifel ist die Vereinsamung des Helden, der Haß auf Gott: „Er haßte Gott. Er verachtete ihn . . . . Es lohnte sich nicht, in den Himmel zu reiten, ihn vom Thron zu stürzen[206])". Dazu erscheint dieser Gott Franziskus zu klein. Lediglich die überkommene Lehre von der Allgegenwart Gottes, die er in den Gesängen Homers wiederfindet, verhindert in jener Zeit eine endgültige Abkehr von der Gottheit: „Und Gott sah er, wie er vom blauen Uranos stieg, hin zu den Menschen, mit ihnen redete, mit ihnen schlief, speiste, trank und neuen Menschen das Leben erzeugte. Da erschien ihm Gott wie ein Baum, wie ein Tier . . . . wie Meer, wie Sturm, wie

Kampf, wie Feuersbrunst, wie Not und Friede . . . wie Haß und Mann und Mord[207])."

Gott offenbart sich Franziskus im ganzen Kosmos. Diese Gottesschau ist typisch germanisch. Der Glaube an die Allgegenwart Gottes wirkt richtungbestimmend im ferneren Leben des Franziskus. Doch hat er hiermit noch keine endgültige Haltung zu ihm gefunden. Abkehr von Gott wechselt mit inständigem Verlangen, ihn zu verstehen. Sinnfälligen Ausdruck findet dieses Zerren an Gott im Augenblick vor dem Selbstmordversuch. Hier gilt es für ihn, eine innere Beruhigung und Rechtfertigung für das Bevorstehende zu finden. Einmal erscheint ihm Gott als „Michelangelos Gottvater mit rauschendem Bart", der Gott in all seiner väterlichen Güte, der ihn „verstehen" wird. „Ich sündige nicht", meint Franziskus zu sich selbst. Dann aber wird Gott „zur unendlichen Weite . . . . ungeheuer wie eine Ebene[208])". Dies letztere Bild der Gottheit erinnert ihn an die Ebene, die er in der Jugend am Niederrhein und in Westfalen schaute. Er sieht Gott mit den vertrauenden Augen des Kindes an. Die Flucht in die Kindheit läßt ihm die bevorstehende Tat in einem anderen Lichte erscheinen, als es die kirchliche Lehre will. —

Das selbstverschuldete Leiden bringt ihn der Gottheit wieder näher. Er erkennt, daß die ewige Spannung zwischen Licht und Schatten im Leben notwendig ist. Der Gedanke an das Auf und Ab im Weltengeschehen, an den Wechsel von Leben und Tod, an Freud und Leid, Höhen und Tiefen der Menschheit führt ihn zur demütigen Ergebenheit: „Blaue Himmel sah ich über hellen unendlichen Ländern zerfallen. Geschlechter kommen und schwinden; Tausende Mütter sah ich gebären und tausend Kinder sterben. Millionen von Menschen verdursten, Millionen schaute ich lachen und Millionen weinen. Dann brach ich zusammen und war demütig geworden, ganz demütig[209])." Diese Erkenntnis des Franziskus enthält mehr als den bloßen Gedanken der Existenz einer ausgleichenden Gerechtigkeit. Wir möchten vielmehr annehmen, daß gerade die demütige Ergebenheit aus dem Gefühl eigener Schuld erwächst und Franziskus sein Schicksal als Sühne bejaht.

Der Sühnegedanke und der Glaube an die Allgegenwart Gottes lassen somit den jungen Franziskus der Kirche wieder näher sein. Und verrät nicht auch die Wahl des Titels eine enge Beziehung zur Kirche, indem sie Franziskus Drosse in Parallele zu stellen scheint zu dem katholischen Heiligen Franz von Assisi? Bei manchen Uebereinstimmungen ist eine solche Beziehung doch grundsätzlich zu verneinen. Aeußerlich zeigt der Lebenslauf beider zwar manche Uebereinstimmung. Beide Male kehrt sich ein Mensch von der Freude der Welt, die er genossen hat, ab, verzichtet und geht zu den Kranken und Aussätzigen und findet in der Liebe zu ihnen eine beseligende Ruhe. Beide, sowohl Franziskus Drosse als auch Franz von Assisi, zeichnen sich aus durch die Liebe zu allem Kreatürlichen[210]) Aber grundverschieden ist bei beiden ihre Haltung zur Kirche und zu

Christus. Das Leben des heiligen Franziskus wollte eine buchstäbliche Nachfolge Christi sein, und so allein ist seine einzigartige Demut zu verstehen, die nicht wie bei Franz Drosse aus der Erkenntnis menschlicher Schwäche und Schuld entspringt und notgedrungen zur demütigen Ergebenheit führt. Niemals hat sich der katholische Heilige in dem Maße gegen seine Kirche aufgelehnt wie der Held der Hatzfeldschen Erzählung. Weiterhin ist aber auch die ganze Natur des Franz Drosse von der des Franz von Assisi durchaus verschieden. Einen seelischen Zwiespalt, eine innere Zerrissenheit kennt dieser nicht.

Es würde natürlich zu weit führen, dies Menschenschicksal als nur westfälisch hinzustellen; denn Glaubenszweifel mit seinem Gott zu haben, schuldig zu werden und zu sühnen, ist etwas allgemein Menschliches. Dem aber wäre entgegenzuhalten, daß der Dichter hier ein Selbstbekenntnis eines jungen Westfalen schrieb, in dem das Stammestum fest verankert liegt, und man könnte mit Brepohl in der demütigen Ergebenheit des jungen Franziskus in sein Leid von einem Sieg des fälischen Elementes über das nordische sprechen, das kein Sichfügen, sondern nur Selbstbestimmen kennt. Aber es genügt festzustellen, daß eine seelische Spannung ungewöhnlichen Ausmaßes — und das ist, wie eingangs gesagt wurde, westfälisch — in Franziskus lebt, die auch sein Verhältnis zur übersinnlichen Welt bestimmt.

Die Frage nach dem Sinn der Welt und ihrem Urheber wird erneut in den „Lemmingen" aufgerollt. Nur ist hier die Auseinandersetzung noch heftiger und die Lösung, dem Wesen des Helden entsprechend, eine nicht einheitliche. Auch Iwan, der Held dieses Buches, wendet sich von der katholischen Kirche ab und verneint die Lehre von der Erbsünde, weil seine Natur es nicht erträgt, „demütig . . . wie ein Wurm in den Staub" niederzuknieen[211]). Genau wie Franziskus will er die vom Christentum in die Welt gebrachte Teilung von Körper und Seele aufheben und beruft sich dabei auf die Wiedertäufer als die wahren Propheten des Christentums. In seiner Haltung offenbart sich deutlich die Tragik, die allem Anschein nach dem Westfalen aus seiner Christianisierung erwächst. Das Gleiche fühlt auch Winckler, wenn er sagt, Bonifazius habe mit der Eiche sie alle (Westfalen) umgeschlagen, habe den geistigen Stamm mitvernichtet[212]); „denn", so fügt er weiter hinzu, „der Katholizismus entfaltet nicht die volle Tatkraft werkkühlen Denkens und verantwortungsbewußten Handelns," da er wundersüchtig aus blindem Autoritätsfanatismus reaktionär bis zur völligen Unduldsamkeit sei[213]). Alle tüchtigen Männer sind seiner Meinung nach „an einem inneren Zwiespalt langsam zerschabt[214])".

Aus diesem Konflikt zur christlichen Religion versucht Iwan, der Held Hatzfelds, ausgehend von dem Glauben an die Allgegenwart Gottes, in allen Dingen das Wesen der Gottheit zu erfassen: Er sieht den „Geist in jedem . . . Leben, in jeder zeugenden und schaffenden Kreatur[215])". Der persönliche Gott der Kirche wandelt sich ihm zu einem allgemeinen, unper-

sönlichen Wesen. Die Kommunion, die für den Katholiken eine fleischlich körperliche Vereinigung mit seinem Gott bedeutet, vermittelt Iwan das ganze Welterlebnis. Er schwingt sich auf „zu dem Gott dieses Frühlings, dieser Fruchtbarkeit, zum Gott der tausend Geburten, aller Umschlingungen und Milliarden Zeugungen[216])." Die Gottheit wird für ihn zur „Urmutter der Erde", die er in ekstatischem Rausch umarmt mit den Worten: „Bruder Gott, o, Eros[217]). Hiermit scheint Iwan denselben Gedanken auszusprechen, den wir im „Glückhaften Schiff" in zweifacher, aber nicht gegensätzlicher, sich ausschließender Form vorfinden. Dort spricht der Dichter von den zwei Arten, die Welt zu erfassen, „von der erotischen und der schöpferischen Kraft". Die eine: „jene ungeheure, unendliche Spannung, die alle sichtbare und unsichtbare Erscheinung, jede tote und lebendige Form im Gleichgewicht hält . . ., die in uns geweckt, uns die Kraft verleiht, das Wesen aller Dinge, der toten und der lebendigen, zu erfühlen", und die andere: „der Geist, der das unendliche, in sich schwingende All bewegt", der „alles vorwärts drängt und reißt . . . der die Himmel regiert und die Welten ordnet[218])." Beide Arten des Welterfassens bejahen das immer neu sich erzeugende Leben im Kosmos. Schon als Kind hat Iwan, wie er selbst erzählt, tote Feldmäuse, Maulwürfe und Feldfrüchte vor dem Bild des Gekreuzigten geopfert, mit dem tiefen, geheimnisvollen Gefühl, daß der Gott im Bilde am Wege jünger sein müsse als seine Mutter, die Erde[219]). Der Glaube an die Einheit von Seele und Körper wird dann verständlich, wenn wir bedenken, daß gerade im katholischen Westfalen noch heute heidnisch-germanisches Erbgut lebendig ist. Es ist der starke Drang des Westfalen zur „Urschöpfung", wie Große-Perdekamp einmal meint[220]), der sich hier offenbart. Aehnlich äußert sich Dr. Jungmann zu Josef Winckler in „Pumpernickel". Er erinnert den jungen Menschen an den „wunderbar feinen, gemütsinnigen Naturkult unserer Vorfahren". Er erzählt ihm von den Germanengöttern, die eng mit der Natur hier in diesem Land verehrt wurden, der Göttin Frija, der segenspendenden Naturgöttin, die auf der „sturmheulenden Wolke" durch die Nächte raste wie Wotan in wilder Jagd; die die Toten empfing und die Neugeborenen zur Welt schickte. „Nun verspinn dich einmal", so fährt er fort, „in diesen tiefsinnigen Naturmythos von der Seelenwanderung und ewigen Wiederkehr, der tausende Jahre hier lebendig im Volke wirkte und eine Heimatliebe, ein schauliches Heimsein im Leben des Diesseits durch alle Seelen senkte - wie ganz deutsch im Gegensatz zu Hölle, Fegefeuer und Richterangst, die uns entwurzeln in Familie und Heimat[221])."

Es ließe sich vielleicht noch klarer fassen, wie ganz westfälisch, oder eindeutiger: wie ganz fälisch dieser Glaube ist in seiner erdhaften Verwurzelung mit der Natur und seiner kräftigen Diesseitsbejahung.

Der noch immer lebendige Glaube an die germanische Götterwelt ist auch Grabbe bewußt und tritt stellenweise in seinen Dramen ganz klar

zu Tage. Die beiden Westfalen Wilhelm und Landolf in „Kaiser Friedrich Barbarossa“ sind verfolgt von Vorgesichten und hören in den Lüften das Brausen Wodans[222]. Trotz ihrer christlichen Religion lebt in ihnen noch immer der Glaube ihrer Vorfahren. Wenn Grabbe hier entgegen der Geschichte — denn zu jener Zeit war Westfalen längst christianisiert — in den beiden Vertretern dieses Volksstammes germanischen Glauben aufzeigt, so müssen wir dies als einen Beweis dafür ansehen, daß auch er sich der Zwiespältigkeit auf religiösem Gebiete in Westfalen bewußt ist.

Aus diesem Grunde kann auch Iwan in H.'s Lemmingen in seiner kosmischen Gottesschau keine volle Befriedigung finden. Die christliche Lehre ist so tief in seinem Wesen verwurzelt, daß eine absolute Lösung von ihr nicht möglich ist. Das Rechten mit dem überkommenen Gottesbegriff stürzt ihn schließlich in das Chaos. Es ist jene „barbarische Tiefe“, die Winckler bei der Droste vermißt, die Hatzfeld in der Gestalt seines Helden Iwan versinnbildlicht[223]. Und ohne eine positive Stellung zu den übersinnlichen Dingen gewonnen zu haben, stirbt Iwan. Wie er keine Beziehung zur Natur und zum Menschen finden kann, scheitert er auch im Ringen um seinen Gott. Hier gibt die eine Seite seiner seelischen Anlage, sein Zug zum Chaotischen, den Ausschlag: keine endgültige Loslösung vom Traditionellen, dagegen dauernder ungestillter Trieb nach Befreiung.

Diesem Iwan mit seiner Abkehr von Kirche und Gott, seinem leidenschaftlichen Willen zur Erneuerung und seinem notwendigen Fall, ließe sich Grabbes Gothland zur Seite stellen. Der Zweifel regiert diesen Helden. Er leugnet das Gute, und nur das Böse bleibt vor ihm bestehen; denn „unsterblich sind wir für die Höllenstrafen[224]“. Das Gute existiert nicht. Der Mensch hat es nur erfunden, „weil er zu feig ist, ihre (der Welt) grause Wahrheit kühn sich selber zu gestehen[225].“ Einer solchen Einstellung zur Welt bleibt schließlich nur noch eine Lebensmöglichkeit übrig: die Bejahung der Zeit. Gothland erhöht sie zum Schöpfer, Vollender und Zerstörer der Welt; aber „einen Gott, der höher als die Zeit steht, glaub ich nicht“, sagt er, „ein solcher kann nicht, darf nicht, soll nicht und ist nicht[226].“ Hier kehrt Grabbe die Starrköpfigkeit und Diesseitigkeit des fälischen Menschen hervor. Das Jenseits wird geleugnet, und ähnlich wie der junge Franziskus und Iwan will auch Gothland keine Reue, kein Schuldbewußtsein im christlichen Sinne kennen; „Reue? Reue? sie ist fruchtlos“, sagt er zu Berdoa vor seinem Tode, „ich bete nicht
beten hieße eingestehen, daß ich strafbar bin[227].“ — Denn eben dies widerspricht dem selbstherrlichen Wesen des westfälischen, oder weiter gefaßt, des germanischen Menschen. Fälisch-nordische Züge mischen sich in Gothland. Es genügt nicht, seine Zwiespältigkeit, sein Ringen mit den überirdischen Mächten nur aus seiner Jugend zu erklären. Ebensowenig kann der Zwang des katholischen Dogmas als hinreichender Grund für die Auflehnung Gothlands gelten, da Grabbe kein Katholik ist und sein Held, der seine persönlichen inneren Kämpfe wiederspiegelt, von rein

katholischen Fragen somit nicht erschüttert wird. Der Hader des Westfalen mit der christlichen Religion liegt tiefer. Er ist in seinem Stammestum begründet, gleichviel ob der westfälische Mensch Katholik oder Protestant ist.

Wenn wir Hatzfelds jungen Franziskus in seinen Glaubenszweifeln nur mit dem Hinweis auf das Westfälische beziehen konnten, daß es sich in diesem Falle um ein Selbstbekenntnis des Dichter handele, so bietet sich bei der Betrachtung von Grabbes „Faust" ein glücklicheres Beispiel, diese Gestalt als den Ausdruck typisch westfälischen Denkens zu charakterisieren. Denn gerade der Einwand, der „faustische" Mensch sei das Symbol des Deutschen im allgemeinen, in seinem Streben und Suchen nach Lebenserfüllung, wird durch eine kurze Gegenüberstellung von Grabbes „Don Juan und Faust" mit dem Goethes entkräftet. Ausgehend von der Wahrheit, daß in des Menschen Brust „zwei Seelen" wohnen, die eine irdische, sinnliche Liebe suchend, die andere, die die Kraft zum geistigen Streben verleiht, spielt das Ringen in Goethes Seele ständig um den Sieg des Geistes über den Eros. Allein in diesem steten Aufwärtsstreben des Menschen liegt seine Erfüllung: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", singt der Chor der Engel bei Fausts Eintritt in die Unsterblichkeit. Wie dagegen sieht es im Innern von Grabbes Faust aus? Zunächst sei bemerkt, daß dieser Faust des westfälischen Dichters nur das geistige Streben verkörpern soll. Das Irdische, die sinnliche Liebe, versinnbildlicht Don Juan. Grabbes Bühnenwerk enthält demnach eine Zweiteilung, eine klare Scheidung zwischen der zu sinnlichen und der zu übersinnlichen Natur im Menschen. Wenn Grabbe hier eine Trennung vornimmt, so müßte in konsequenter Durchführung sein Faust frei von aller Erdgebundenheit sein, sein geistiges Streben müßte ihm den Gehalt geben. Hier aber sehen wir deutlich, wie ein solcher Versuch dem Dichter einmal rein technisch[228]), zum andern aber gemäß seiner Stammeszugehörigkeit zu Westfalen offenbar unmöglich zu verwirklichen schien. Denn sein Faust birgt, ob gewollt oder ungewollt, beide Seiten in sich, die unzertrennlich bei ihm sind: Erdgebundenheit und metaphysischen Auftrieb. Wenn Grabbes Faust auch glaubt, der Mensch sei nicht zu klein, um sich, „wär es auch im Kampfe" Gott einst ebenbürtig zur Seite stellen zu können[229]), so muß er doch eingestehen, daß er hiermit seine Befriedigung nicht findet; denn „was ich wünsche, muß ich haben", sagt er, „wenn ich schmachte (sei's nach Liebe oder nach dem Himmel) so werd' ich nicht wie manche Sehnsuchtsnarren vom Schmachten satt[230])." Sein Ringen um die transzendente Verbundenheit mit dem Göttlichen findet seinen Abschluß in der Erkenntnis notwendiger Beschränkung auf die Fülle der realen Welt. Er weiß, daß im Diesseits der Platz gewesen wäre, wo er sein Glück hätte finden können. Aber er muß zugleich einsehen, daß dieses Sehnsuchtsziel für ihn auf Erden unerfüllbar ist. Sein titanenhafter Selbstbehauptungswille wird ihm zum Verhängnis. Die beiden ihn be-

drängenden Wesenszüge können in Faust nicht zur Ruhe kommen, und so ist sein Ende, ähnlich wie das Iwans, ein Untergang im Chaos. Er übergibt sich selbst der zerstörenden Gewalt des Teufels.

Das Ringen Hatzfelds um einen neuen Gott wird ebenfalls zum Inhalt einiger Gedichte, die derselben Zeit angehören, in denen die „Lemminge" erscheinen. Furcht, Liebe und Haß Gott gegenüber erfüllen diese Zeilen. Dem:

„O, Gott, wie gehen wir durch dichten Wald
wenn durch die Felder wild dein Hifthorn hallt[231])."

folgt der vernichtende Gedanke: „Doch du mußt töten„. Wir

„. . . tragen Liebe, darin wir erröten", und wissen doch
„. . . . . daß du Henker bist
der tausendmal und täglich Mörder ist"

heißt es im gleichen Gedicht. Erscheint hier der Gott als Henker, dem sich in Furcht und Liebe der Mensch naht, so blickt der Dichter in „Du Gott" nur liebend zu ihm auf:

„und dieses weiß ich, daß ich dein bin, dein, ganz dein.
. . . .
Aus meinem Haß hörst du nur Liebe schrein,
daß ich ganz dein bin, dein in Pein und Tänzerein[232])."

Und endlich in tiefer Selbstdemütigung bittet er verzweifelnd Gott um eine Offenbarung seiner Allmacht und Liebe:

„. . . . Sei du mein Gericht . . . .
. . . .
daß ich, o Gott, erkennne, wer du bist,
. . . .
Gib, daß ich dich erkenne, der in allem ist,
daß ich, o Gott, erkenne, daß du Liebe bist[233])."

Wir wollen nicht genauer untersuchen, inwieweit Hatzfeld in der Wahl seiner Gedanken und ihrer sprachlichen Formung von der Dichtung der Zeit beeinflußt ist. Sicher ist jedenfalls, daß in diesen Gedichten dieselbe Frage von Schuld und Sühne, die wir schon im Franziskus als höchst persönliche Problematik behandelten, zur Gestaltung drängt. Zu sehr klingt aus jenen Zeilen wiederum das rein Persönliche des Dichters heraus, sein Wunsch, Schuld und Haß in hingebender Liebe zu Gott zu sühnen, um sie als Ausdruck der Zeit zu werten.

Es bleibt bei einem Ueberblick über dieses Problem in der westfälischen Dichtung die Tatsache bestehen, daß hier im Verhältnis zur Religion eine Zwiespältigkeit herrscht. Die Worte des Grabbeschen Faust: „Nichts glauben kannst du, eh du es nicht weißt, nichts wissen kannst du, eh du es nicht glaubst[234])" quälen und ersticken den westfälischen Menschen und machen ihn zu dem häufig so unfreien Menschen, von dem Winckler spricht (vgl. S. 46 dieser Arbeit!).

Bei Hatzfeld jedoch schafft die enge Verbundenheit mit der Erde einen Ausgleich in seinem Verhältnis zur Gottheit. Er gleicht jenen „Kirchenheiden", zu denen sich auch Dr. Jungmann in Wincklers „Pumpernickel[235]" bekennt, die vor den ungeheuren Rätseln in Himmel und Erde Ehrfurcht besitzen und so dem Weltschöpfungsmysterium in unaussprechlichen Schauern nahe sind[236]). Um Gott zu erleben, bedarf es für Hatzfeld, nachdem er einmal sich zur Bejahung des Diesseits und zur Verbundenheit mit der Welt durchgerungen hat, keines Aufschwungs in das Transzendente, sondern die Gottheit als immanente Ursache der Natur enthüllt sich auch im kleinsten, unscheinbarsten Ding. Wenn Hatzfeld von G. Keller sagt, es bleibe ihm nichts, nachdem er sich seines Gottes ganz entäußert habe, nur noch die Natur, sie werde aber dadurch nicht prosaischer und nüchterner, sondern sogar „glühender und sinnlicher[237])", so gilt das in gleicher Weise auch für ihn selbst. Die Gottheit wird ihm erkennbar in der Mutter Erde, zu der er in einem religiös andächtigen Verhältnis steht. Auf der sommerlichen Wiese lang ausgestreckt, fühlt er die Wahrheit des Gotteswortes: „Die Welt ist gut". Das beruhigende Gefühl, teilzuhaben an der Welt, vermittelt ihm eine Verbundenheit mit dem höchsten Wesen:

„So still ist mein Gesicht, ganz ausgeweitet,
Gott selbst liegt neben mir und ruht sich aus[238])."

Der Frieden um ihn her, die Stille in aller Natur ist Gottes Ruhe; so sehr ist Gott mit der Erde eins, so nahe fühlt der Dichter sich mit seinem Gott[239]). Die Stellung, die die Erde in der neuen Schau des Weltalls bei Hatzfeld einnimmt, verleiht seinem Leben einen neuen Sinn. Der große Kreis des Lebens, der Freude und Glück, Leid und Tod umschließt, wird vom Dichter als ein dem Weltall innewohnendes Gesetz erkannt. Wandel und Bewegung, auch in ethisch geistigem Sinne, gehören zur Ordnung des Kosmos und sind Ausdruck der schöpferischen Kraft, des höchsten Wesens. Glück des Lebens ist ihm nunmehr nicht „die Erfüllung des Augenblicks", da er die ganze Natur in sich spürt, sondern Glück des Lebens ist es, wie der Freund im Glückhaften Schiff ihn belehrt, „teilzuhaben an dem Schöpfungsfeuer aller Dinge", Glück sind „die unbefriedigten, immer lebendigen Wünsche, . . . es sind die unerreichbaren, immer erleuchteten Horizonte[240])." Das ist nichts anderes als eine Philosophie des ewigen Werdens. Wir können mit Nietzsche diese Stellung dem Leben gegenüber als eine typisch deutsche Eigenart bezeichnen. „Wir Deutschen", sagt er in der „Fröhlichen Wissenschaft", „sind Hegelianer, auch wenn es nie einen Hegel gegeben hätte, insofern wir . . . dem Werden, der Entwicklung instinktiv einen tieferen Sinn und reicheren Wert zumessen als dem, was ist[241])." Das Ideal dieser Haltung ist die Gefährlichkeit des Lebens, die so charakteristisch für den germanischen Menschen ist. Deutlich zeigt sich hier, wieweit sich Hatzfeld von der rauschhaften und bindungslosen Lebenshaltung eines Iwan entfernt hat. Gelöst ist auch die

innere Zerrissenheit, die Iwan zu Fall brachte. Das Nächste, das Erdhafte wird sinnenhafter Ausdruck des Fernsten, Uebersinnlichen. Hingewandt zur Erde bringt ihm nicht der Genuß des Augenblicks die Befriedigung, sondern eine Philosophie des ewigen Wiederbeginnens. Hier finden wir jene „Eingebungen", die „aus der Substanz des überindividuellen Lebens schöpfen[242]", die daher wegen ihrer einfachen Bezogenheit auf die Erde und in ihrer Bejahung der Wirklichkeit weite Volkskreise angehen.

Diese bewußte und starke Betonung der Bindung an die Erde, die von der Verwurzelung mit der westfälischen Heimat ausgeht, ist wohl als Zeichen westfälischen Geistes zu betrachten; denn gerade der Westfale ist seiner Veranlagung nach, seiner schweren Natur gemäß an die Erde gebunden. Bei Hatzfeld ist hier eine glückliche Lösung metaphysischen Suchens gefunden worden, indem die kräftige Diesseitsbejahung nur Mittel zu einem höheren Streben wird.

Fälisch-nordischer Geist, „breite Erdgebundenheit und metaphysischer Auftrieb" verschmelzen miteinander, und dieses Ergebnis stellt allem Anschein nach eine mögliche Lösung der seelischen Zwiespältigkeit dar. Ob der Westfale auch auf anderem Wege die innere Zweipoligkeit zu einer Harmonie bringen kann, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Die westfälische Dichtung gibt jedenfalls hierüber keinen Aufschluß. Grabbes Helden bleiben bei einer Verneinung der christlichen Religion stehen, und die bei Winckler angedeutete religiöse Spannung führt außer bei Dr. Jungmann in „Pumpernickel", der sich zu einer ähnlichen Haltung wie Hatzfeld bekennt (vgl. S. 53 dieser Arbeit), nicht zu einem Bruch oder zu einem Versuch, auf anderem als auf kirchlichem Wege sich mit der Gottheit zu verbinden.

2. Dichter und Gemeinschaft.

Die starke Ichbezogenheit des Westfalen, sein verzweifelter Kampf mit der inneren Zweipoligkeit muß notwendigerweise auch sein Verhältnis zur Gemeinschaft problematisch färben.

Es gilt hier festzustellen, ob die Vereinzelung, in die fast jeder westfälische Dichter aus wesensbedingten Gründen hineingeraten muß, einer Anpassung weichen oder wieweit sein Stammestum in den völkischen Raum hinein wachsen kann.

Von den hier behandelten Dichtern hat außer Grabbe und Hatzfeld keiner die Problematik, die sich aus der seelischen Zweiseelenhaftigkeit im Verhältnis zur Gemeinschaft ergibt, dargestellt. Schücking und A. v. Droste-Hülshoff haben zwar, wie schon gesagt, den seelischen Bruch des Westfalen erkannt, schildern aber nicht seine problematische Einstellung zum anderen Menschen. Und ebensowenig weitet sich für Winckler die Gewißheit einer inneren westfälischen Zweipoligkeit zu einer Pro-

blemstellung gegenüber der Gemeinschaft. Das Ringen um eine Einordnung, um ein Hineinwachsen in das Volksganze kennen sie nicht. Dafür aber läßt sich aus den Erzählungen Hatzfelds und den Dramen Grabbes dieser verzweifelte Kampf des westfälischen Menschen gegen seine Isolierung mit aller Schärfe herauslesen. In zähem und immer sich erneuerndem Kampfe wird hier versucht, das Leben und seine Aufgaben von der Gemeinschaft zu betrachten. Aber es gibt für den westfälischen Menschen keine Gesetze und keine Normen, nach denen er sein Leben regeln kann. So wie eine Bindung an die Gottheit immer wieder neu errungen werden muß, so ist auch die Verbundenheit mit der Gemeinschaft, dem ständigen Auf und Ab, dem ewigen Wiederbeginn unterworfen. Nicht unwesentlich erscheint es daher in diesem Zusammenhang, die Stellung des Dichters zur Kunst zu berühren. Sie erscheint als unmittelbarer Ausdruck der Einstellung eines Künstlers zur Gemeinschaft. Die Auseinandersetzung Hatzfelds mit der Kunst Rilkes scheint uns am klarsten westfälische Haltung und Geistesart zu verdeutlichen.

Zu Rilke tritt Hatzfeld in schroffen Gegensatz. Ohne eine Werturteil über seine Kunst als solche zu fällen, betont er nur ihrer beider Verschiedenheit. Bei Rilke ist es „die Kunst gewesen, die sein Leben und alles Persönliche und Private seines Lebens bedingte, . . . und früh schon ist in das Leben dieses Dichters der Tod getreten[243])", schreibt Hatzfeld in einem Aufsatz einmal. Tod in dem Sinne, als ein Leben, das nur der Kunst lebt, notwendigerweise auf die Dauer zu einem Abfall von der vollen Wirklichkeit führen muß. Rilkes Worten: „Der Wert eines Künstlerlebens sei nur durch das Werk bedingt, das diesem Leben entwachse[244])", setzt Hatzfeld als letztes Ziel und letzten Wertmaßstab das Leben selbst gegenüber. „Oft habe ich ihm (Rilke) entgegnet", äußert sich unser Dichter, „nicht die Kunst, sondern das Leben sei das Kriterium der Wahrheit. Er aber wehrte einen solchen Standpunkt, ja sogar die Empfindung eines solchen Standpunkts von sich ab, denn er fühlte, daß er ihn in seiner Existenzmöglichkeit gefährdete[245])." Der Gegensatz zwischen Hatzfelds und Rilkes Kunstauffassung war so stark, daß er zu einem Bruch der persönlichen Freundschaft führte. Hatzfelds Stellung zur Kunst findet am deutlichsten ihren Niederschlag in den Worten über G. Keller: „Mensch und Dichtwerk sind eins . . . und diese Bestimmung senkt sich wie das Gesetz der Schwere auf die Dinge, auf jede Minute des Lebens des schaffenden Künstlers, jeden täglichen Entschluß, jede Erfahrung, jedes Verhalten zu Gott, Tier und Menschen. Sie bedingt das Innen und Außen, sie ist der Formtrieb der Gestalt[246])." Wenn dies für Hatzfeld maßgebend ist, so muß auch seine Einstellung zur Gemeinschaft von dem hohen Ideal des Lebens bestimmt sein, und das bedeutet keine Isolierung, sondern Einfügung in das Volksganze.

In Hatzfelds Prosaerzählung „Die Lemminge", die entwicklungsgeschichtlich zwischen den beiden Romanen „Franziskus" und „Das glück-

hafte Schiff" steht, kommt es zu keiner befreienden Lösung dieser Problematik. „Lemming" ist der Name einer Mäuseart, die im hohen Norden lebt. Zu Tausenden brechen sie eines Tages auf und wandern im langen, unheimlichen Zuge unaufhaltsam, alles vernichtend, zum Meer, wo sie in den Wellen den Tod suchen und finden. Ein solcher Lemming ist Iwan Wagner, der Held des Romans. Das Westfalentum ist in ihm so fest verankert, daß es hier nicht zu einem auch nur entfernten Ausgleich kommt. Die Problematik, Ichverhaftung und Sehnsucht nach der Gemeinschaft wird nicht gelöst. Weil die Behandlung dieses Werkes die sichtlich erkennbare Aufwärtsbewegung der Ichversponnenheit des Franziskus über Franz Meerhöven (im „Glückhaften Schiff") zur Bindung an die Gemeinschaft stören würde, ergibt sich die Berechtigung zu einer vorherigen, hier folgenden gesonderten Betrachtung. Iwan spiegelt aber andererseits zutiefst das eigene Ich Hatzfelds wider, um ihn im Rahmen dieser Arbeit ganz zu übergehen. Hier ringen absolutes Westfalentum und die verderblichen Einflüsse einer Verfallszeit vor und nach dem Kriege mit dem Wollen eines Menschen und erdrücken ihn.

Iwan ist der Vertreter einer Lebensansicht, die nur das eigene Ich kennt. Er ist in sich zerrissen und innerlich einsam. „Ja, er war ewig allein ... Jetzt wußte er, ... daß er leiden würde, nicht zu besitzen, daß ihm dieser Besitz von vorneherein sinnlos und wertlos erschien, daß er diesem Wunsch verfallen war[247])." Ein Hin- und Hergerissensein, ein ewiges Schwanken zwischen dem leidenschaftlichen Wunsch und der blassen Müdigkeit des Nichtwünschens läßt ihn nicht zu innerer Ruhe kommen. Es ist vor allem die Sehnsucht nach einem Menschen, die ihn sein ganzes Leben lang quält. „Kennen Sie diesen entsetzlichen Durst nach Liebe?" fragt Iwan einmal Leoni. „Kennen Sie das, was einen treibt und zwingt, ein Haus in der Nacht zu umkreisen? Wie ein Tier ... Ich liebe alles und liebe doch nicht[248])." Die beiden Frauen, die Iwan nahestehen, tragen letzlich nur zu seiner Vereinzelung bei: Frau König, weil sie in ihrem Wesen zu starr ist, um ihm das Reale, die Frau sein zu können. „Es ist keiner schwächer als der andere[249])", heißt es von Frau König und Iwan. Leoni Altmanns Wurzellosigkeit vermag ihm erst recht nicht das Leben zu vermitteln. Sie vertieft eher noch seinen Drang zum Unbestimmten, Grenzenlosen, der sich in einer rausch- und schicksalhaften Haltung dem Leben gegenüber äußert. Iwan ist ein Schwärmer. Er beruft sich auf das Vorbild der Wiedertäufer, die für ihn als eine typisch westfälische Erscheinung gelten und deren Erbe seiner Meinung nach in den Nachkommen fortlebe.

Auf dem Reichsparteitag 1936 hat A. Rosenberg von den zwei Typen des Revolutionärs gesprochen, dem „Schwärmer" und dem „Verschwörer[250])". Iwan ist ein Umstürzler in ersterem Sinne. Das Chaos steht ihm näher als die gesetzliche Ordnung. Folgerichtig daher auch sein Ende.

Er wird während eines Aufruhrs erschossen. In seiner Auflehnung gegen die gesetzliche Ordnung erkennen wir die individuell sich ergebende Problematik des westfälischen Erbes. Nicht umsonst ist gerade König der Vollstrecker seines Todes: Dort das schwärmerisch revolutionäre Sichauflehnen, hier ein Mensch, der ganz in der bürgerlichen Ordnung aufgeht, primitiv genug, um etwa gleichzeitig zwei Frauen zu lieben. Er ist der Spießer und Kleinbürger, der in seinem persönlichen Genuß volle Befriedigung findet. Er kennt keinen inneren Zwiespalt. Von Iwan wird er, dessen ganzes Wesen nahezu in Problematik sich verzehrt, als das zerstörende Prinzip empfunden. Beide, Iwan und König, sind negative Typen: Dieser nur äußerlich ein Glied der Gemeinschaft und jener, der den inneren Kontakt zwar sucht, aber nicht findet. Iwan vor allem verkörpert das Schicksal eines ganzen Stammes: Die Zwiespältigkeit des Westfalen, der dem Untergang verfällt, wenn der Ausgleich im eigenen Wesen fehlschlägt. Durch die häufigen Hinweise auf die Wiedertäufer, die gleichsam ein Symbol für seinen Charakter darstellen, wird Iwans Westfalentum noch besonders hervorgekehrt. Wir können nämlich diese Bewegung, die nicht nur eine rein religiöse Angelegenheit irgend eines deutschen Stammes ist, als den Aufbruch des fälisch schweren Rassetypus, als seinen Drang zur Vernichtung der Ordnung aus dem Gefühl der Naturferne sowie aus der Sehnsucht nach Einheit von Körper und Geist betrachten, der sich in seinen schroffen Auswirkungen mit dem Abenteurergeist des nordischen Elementes verbunden hat. Es handelt sich hier um nichts anderes als um den Zug ins Chaotische, ein Wesenselement gerade des Westfalen[251]). Nicht als ob der Westfale keinen Sinn für Tradition und Gesetzlichkeit besitze — das widerspräche dem auf S. 43 ff. schon einmal Gesagten —; es ist vielmehr der intuitive Hang nach der Verbindung mit den Erdkräften, der ihn zur Revolte führt.

Ebenso wie Hatzfelds Iwan scheitern auch Grabbes Helden „Napoleon" und „Hannibal" in ihrem Streben nach einer Bindung an die Gemeinschaft. Beide Male handelt es sich um geschichtliche Persönlichkeiten und ihr Schicksal. Der Verlauf der Handlung ist also von vorneherein festgelegt, und Grabbe hat sich in der Zeichnung der Charaktere im großen und ganzen streng an die geschichtliche Ueberlieferung gehalten. Napoleon wird von der Uebermacht der Deutschen und Engländer geschlagen, und Hannibal muß dem geeinigten Volk der Römer weichen. Beide stehen gegen Schluß ihres Lebens einsam da, da die Gemeinschaft kein Verständnis für ihre Ideen aufbringt. Es handelt sich somit in den beiden Dramen Grabbes nicht um ein typisches, nur westfälisches Schicksal. Wenn dennoch diese zwei Gestalten hier erwähnt werden, so deshalb, weil die Wahl der beiden Helden aus Grabbes westfälischer Problematik erklärbar wird. Das tragische Schicksal der beiden Eroberer, des Franzosen Napoleon sowie des Karthagers Hannibal, das Mißlingen des Versuches, in die Gemeinschaft einzugehen, entsprach dem, was Grabbe in

sich erlebte, womit er selbst in verzweifeltem Kampfe rang, und nur insofern kann hier von einer westfälischen Tragik gesprochen werden.

Noch deutlicher enthüllt sich uns Grabbes Ringen in seinem Drama „Gothland". Der Held des Bühnenstückes, zerbricht Bruderliebe und Freundschaft; Mensch und Welt, mit denen er sich leidenschaftlich auseinandersetzt, wenden sich von ihm, und so erwächst ihm der Tod notwendigerweise aus der Uebersteigerung seines Ichs. Er ist „einsam unter Millionen — und einsam muß er untergehen[252]." Bei ihm ist der nordische Fernedrang und Wille zur Selbstbehauptung so stark entwickelt, daß es zu keinem Ausgleich kommen kann.

Wenn Schöttler als Grund für die Zwiespältigkeit des Grabbeschen Helden die Spannung von Intellekt und Gefühlsleben hinstellt, die er als grundlegend für Grabbe überhaupt ansetzt[253], so möchten wir seine Ansicht insofern erweitern, als es sich bei Gothland um eine rein westfälische Tragik handelt, eben um das Problem: Ichverhaftung und Drang zum Allgemeinen. Und Grabbes Weltanschauungserlebnis in seiner ersten dichterischen Epoche, unter die der Gothland fällt, ist nicht nur „der Relativismus beruhend auf der Disharmonie seiner seelischen Kräfte[254]", sondern genauer gesagt die Spannung nordischen und fälischen Wesens unter Verzicht auf einen Ausgleich.

Demgegenüber stellen die übrigen Werke Hatzfelds eine sichtlich erkennbare Aufwärtsbewegung von der Vereinzelung zur Gemeinschaft dar.

Das Kind Franziskus kennt noch keine problematische Haltung zum anderen Menschen. Es lebt in der Verbundenheit mit der Natur, in Harmonie mit der übrigen Welt. Die Einheit mit allen Menschen und Dingen wird, wie an anderer Stelle schon dargetan, mit dem Bewußtsein des Gegensatzes von Ich und Nicht-Ich, von Mann und Frau zerstört: „Da war sie die große Not seines Herzens und seines Lebens: Das Wort Frau . . . Für ihn gab es in diesen Jahren nur zwei Worte, die ihm alles zu umfassen schienen: Frau und Sünde[255]."

Es ist die Problematik des heranwachsenden jungen Menschen, mit der Franziskus ringt. Sie führt zu einer vernichtenden Kritik des von den Vätern ererbten kirchlichen Gedankengutes. Franziskus lehnt sich gegen die Kirche auf und stößt bei seinem Vater, der als typischer Vertreter der katholischen Tradition gelten kann, wie bei seinen geistlichen Lehrern auf einen verständnislosen Widerstand. Das alles aber verstärkt nur seinen Trotz, und das Ergebnis dieser Auseinandersetzung bildet seine völlige Vereinsamung. Er fühlt sein „gebundenes Wesen" und hat doch den leidenschaftlichen Trieb, sich darüber hinauszuheben[256]. So beginnt er die „Flucht vor seinem Wesen und seiner inneren Angst[257]." Die Gebundenheit seines Wesens ist vor allem von seinem Westfalentum her zu erfassen. Franziskus ahnt instinktiv, daß die erdschwere Umgebung, gegen die er sich auflehnt, irgendwie auch in ihm vorhanden ist. Aber noch

vermag er als junger Mensch nicht, die zwei Seelen seines Wesens in Einklang zu bringen.

Und so ergibt sich denn auch mit innerer Notwendigkeit der in Franziskus immer stärker werdende Trieb zur Befreiung seines Ichs und die Betonung eines Sichauslebens. Die „riesenhafte Ferne", etwas „Unbegrenztes" reizt ihn. Er glaubt beides in der Frau zu finden. Franziskus sucht in ihr die Unendlichkeit, die er als Kind in der Natur erlebt hat. Zweifellos ist es der Eros, der ihn zum anderen Geschlecht treibt, aber nicht n u r dieser Trieb; es enthüllt sich hier vielmehr sein heißer Wunsch, in einem anderen Menschen die ganze Menschheit, die Allgemeinheit zu umfassen. Darin sieht er den „letzten tiefen Sinn[258])" seines Lebens. Und wiederum sind es, mag er nun wollen oder nicht, die Ahnen, zu denen er Zuflucht nimmt. Hilfe können ihm die Ahnen jedoch nicht bringen. Denn bei dem einen findet er nur die gleiche Sehnsucht, die ihn quält, und die Haltung der anderen ist nicht die seine und wird für ihn zur „furchtbaren Macht".

So muß der Versuch einer Bindung an die Frau infolge der Stärke der patriarchalischen Lebensform seiner Umgebung mißlingen. An die Stelle der Frau tritt das Volk. Franziskus will nun „helfen, retten, beschützen, das Blut hingeben[259])" für sein Volk. In sein Bewußtsein tritt die Pflicht. Das geeignete Wirkungsfeld, diesem Pflichtgefühl leben zu können, erblickt er im Soldatentum. Er entschließt sich, Offizier zu werden, und seine Auffassung von dem nun beginnenden Beruf ist eine hohe. Ihn lockt die ethische Verantwortung des Offiziers dem ganzen Volke gegenüber.

Doch scheitert sein Versuch, im Volke aufzugeben, an dem zeitbedingten, krassen Gegensatz von Offizier und Mannschaft. Auch hier stellt sich die überlieferte Form der Lebensführung dem Wollen des Individuums entgegen; nur ist es nicht die religiöse, sondern die soziale Tradition, die ihn in seinem Vorwärtsdrängen hemmt. In einem kameradschaftlichen Verkehr mit den Soldaten will er die innere Einsamkeit überwinden, wird aber von seinem Regimentskommandeur zurechtgewiesen mit dem Hinweis auf den Abstand, der zwischen Offizier und Untertan notwendig sei[260]). Ein solcher Kastengeist, charakteristisch für das Wilhelminische Zeitalter, läßt sich mit den Ideen Franziskus' nicht vereinbaren. Er erscheint so als ein Vorkämpfer zukünftiger Ideale: wie der heutigen Idee vom Wesen der Volksgemeinschaft. Sein Gefühl, Glied des Volkes zu sein, ist so ausgeprägt, daß er die Mißachtung und die Strafen gegen die Untergebenen wie seine eigenen zu erfahren glaubt: „Man sprach viel von einem Offizier, der Rekruten mißhandelte und bestraft wurde. Franziskus erblaßte. Man schlug Menschen, man schlug Soldaten, so schlug man das Volk und damit ihn[261])." Franziskus' Sehnsucht nach der Gemeinschaft bricht somit zum zweiten Male in sich zusammen. Der Rückfall in die Vereinsamung löst einen ungeahnten Trieb zu einem

zügellosen Leben in ihm aus, und als Rettung bleibt ihm nur — der Tod.

Erst nach der Erblindung, als Franziskus auch rein äußerlich an die Gemeinschaft gebunden ist, gewinnt er den seelischen Kontakt mit ihr: Es ist das gemeinsame Leiden, das ihn ihr nahe bringt.

Die idealistisch erträumte Gemeinschaft, die Franziskus in der Frau und im Volk gesucht hatte, wird zur real erlebten bei den Blinden. Sie teilen dasselbe Schicksal mit ihm. Wenn er im „Haus der Humanität" mit den „Landarmen" zu Tische sitzt, erscheinen sie ihm wie „Brüder"[262]. Es erfaßt ihn geradezu eine leidenschaftliche Liebe zum Leben. Seine innere Vereinsamung hat jetzt ein Ende gefunden, und, wenn auch blind, fühlt er dennoch eine vitale Kraft in sich, „über sein persönlches Schicksal die Pflicht menschlicher Gemeinschaft[263]" zu stellen. Jetzt will und wird er bauen an einer „Brücke" zu einem „neuen Leben[264]".

Fragen wir uns nun nach Sinn und Zweck von Hatzfelds „Franziskus", so stellen wir fest, daß hier ein Selbstbekenntnis eines jungen Dichters von erschütternder Tragik und ringendem Menschentum geschrieben wurde. Sich seines „gebundenen Wesens" wohl bewußt, das in die innere Einsamkeit gefahrvoll treibt, drängt dieser junge Mensch mit allen Kräften zu einer Erlösung aus der Bedingtheit seines Stammestums.

Mit demselben Problem der Ueberwindung des Ichs zugunsten eines Aufgehens in der Gemeinschaft beschäftigte sich das „Glückhafte Schiff". Schon die Wiederaufnahme dieses Konfliktes ein ganzes Jahrzehnt später zeigt, daß der Weg, den Franziskus einschlug, nicht zu einer dauernden Lösung führte; daß es sich vielmehr um ein Problem handelt, das, in der seelischen Anlage begründet, für den Dichter zu einer Lebensfrage sich weitet.

Der Roman beginnt mit der erneut eingetretenen Vereinzelung des Helden nach dem Tode von Elis. Die beiden anderen Stufen, die uns den Erzähler vor der Verbindung und dann an der Seite mit Elis zeigen, werden rückschauend erlebt. Das Durchdenken der vergangenen Zeit ergibt die klare Erkenntnis dessen, was unrichtig war und schafft damit die Voraussetzung für eine neue Lebenshaltung. Aehnlich wie Franziskus treibt es hier den Helden, der in diesem Teil der Erzählung als Dichter Franz Meerhöven erscheint, zum anderen Menschen hin. Auch Franz Meerhöven löst sich von jeder menschlichen Beziehung. Der andere wird zum Gegenstand, der für ihn als Dichter nur noch Motivwert hat. Es bestehen keine anderen Verbindungen zum Menschen wie zu einem Fluß, einem Baum, einem Glas[265]. Aus dem Gefühl der Lebensfremdheit entsteht bei Hatzfeld in diesem Abschnitt der Entwicklung das Bild des Menschen als ruhelos dahinrasenden Reiters, der über die ganze Erde jagt, immer einsam und allein, und nie der Gemeinschaft verbunden: „Er (Franz Meerhöven) sah sich darüber reiten, hin über die ganze Erde . . .

Er ritt durch Städte hindurch, über ihm stürzten ihre Häuser und Mauern zusammen, unversehrt kam er hindurch, ritt weiter durch endlose Steppen, Urwälder und nackte Felsengebirge, die Bäume bogen vor ihm aus, und wieder ritt er durch Städte, Großstädte und Dörfer, und überall, wohin er kam, fielen über ihm krachend die Mauern zusammen. Nie sah er einen Menschen, und immer sah er sich reiten rund um die Erde[266])." Unheimlich und dämonisch mutet dieses Bild des einsamen Reiters an, den das Leben nicht teilhaben läßt, den es ausschließt und der daher in „einer sinnlosen Jagd" weiterjagen muß. Die Tragik des Franz Meerhöven besteht darin, daß er alles in ein totes Spiel mit der Seele verwandelt. Die Seele wird mechanisiert, der Mensch wird zum Gegenstand.

Der erste Versuch, seine innere Vereinsamung zu überwinden, ist wiederum die Bindung an eine Frau, an Elis. In der Liebe zu ihr findet die Sehnsucht nach dem Leben bei Franz Meerhöven ihre Beruhigung. „Alles floß von mir ab, alles Fremde, das sich an mich gehangen hatte, alle Angst. Die Erinnyen schliefen. Du hast ihr Flügel zusammengelegt[267])." Die zunächst lebensverneinende Haltung des Erzählers wandelt sich in eine bejahende und gläubige: „und war mein Geist nicht gläubig dem Leben gegenüber getreten, seitdem ich Elis gefunden, war sie nicht vertrauend gewesen meine Seele wie eine Hindin im dunklen Dickicht des Waldes?[268])" fragt der Erzähler. Das ist nur möglich, weil Elis im Gegensatz zur Generation ihrer Väter wieder lebenskräftig und lebensvoll ist. „Ohne Uebergang wie die Rotbuche ist sie eines Tages aus dem Nichts" entsprungen[269]). Genau wie dieser Baum eines Tages aus der grünen Buche „ohne Zwischenglied" hinübersprang in eine neue Art, verkörpert auch Elis eine neue, lebensnahe Welt und bringt die in dem Helden schlummernde zur Entfaltung. Dieser einzelne Mensch umfaßt für ihn den ganzen, tiefen Gehalt des Lebens. Die Vereinsamung des Individuums löst sich so in der Verbindung mit dieser Frau. Als der Erzähler nach dem Tode von Elis das vergangene Leben mit ihr überdenkt, erscheint ihm der Bund mit ihr symbolhaft unter dem Bild der Brücke. Wiederum verwendet der Dichter hier jenes eindrucksvolle, alle Tiefen und Weiten überspannende Bild der Brücke. Der Bund mit Elis gleicht einem Brückenbogen, der das Leben dieser beiden Liebenden überspannt. Es ist so, als hätte jeder von seiner Geburt an den Bau der Brücke begonnen, „den einen Pfeiler des Ufers errichtet . . . bis fest ineinander geschlossen, aus zwei Teilen ein einziges Wesen wird, das, ineinander verzahnt . . . . . . nichts mehr von Trennung weiß[270])." So fest gefügt diese Brücke auch in sich sein mochte, sie führte doch nicht in die Gemeinschaft. Die Spaltung von Ich und Nicht-Ich war nur vorübergehend behoben, denn nach Elis' Tode ist zwar die grundsätzliche und absolute Entfremdung des Helden von allem Lebendigen beseitigt, aber die Bindung an die Frau war zu sehr vom persönlichen Ich und seinem Glücksbestreben bestimmt. Das allgemein Gesetzliche als bindender Fak-

tor im Leben des Menschen ist noch nicht erkannt worden. Erst die Idee der Arbeits- und Stromgemeinschaft stellt den Erzähler — der immer gleichzeitig der Held des Romans ist — in die menschliche Gemeinschaft hinein. Jetzt wird die „gemeinsame Arbeit der Menschen, die den Blick gerichtet halten auf ferne, immer erleuchtete Horizonte[271])", als Lebensziel gewertet. Erst die einheitliche Arbeit einer Gemeinschaft an einer Idee, die über den Menschen steht, schafft einen Lebenssinn. Vor dieser neuen Lebenssicht tritt das persönliche Leid zurück, und die Worte des Helden (am Anfang des Romans nach dem Tode von Elis): „Eine Welt, deren oberstes Gesetz das Leid ist, ist nicht die meine[272])" gewinnen jetzt ihre Bedeutung, allerdings in einer anderen Richtung als anfangs. Zu Anfang war es eine bewußte Auflehnung gegen das Schicksal, gegen den persönlichen Schmerz. Jetzt tritt das Leid zurück vor dem Leben und der gemeinschaftsverpflichtenden Arbeit. Wirklichkeit und Ideal, Persönliches und Ueberpersönliches werden harmonisch miteinander verbunden. Das Glückhafte Schiff tritt von neuem seine Fahrt an. So kann man diesen Roman als direkte Fortentwicklung des „Franziskus" betrachten. Die „Gefühlswelt" wird zur „Welt der Tat[273])". Mit dieser Schlußwendung ergibt sich auch die tiefere, sinnvolle Bedeutung des Titels, der an J. Fischart erinnert. Während das „Gückhafte Schiff" Fischarts zum Symbol der Hilfsbereitschaft zweier Städte, Zürichs und Straßburgs, dient, wird es bei Hatzfeld zum Sinnbild der Idee einer Stromgemeinschaft, „einer Gemeinschaft aller, die an dem Ufer dieses Flusses wohnen[274])."

Mit diesem Buch fällt die Kritik von M. Hübner, der auf Grund des „Franziskus" und der „Lemminge" die Unmöglichkeit einer Lösung für A. v. Hatzfeld prophezeite und mit „mathematischer Sicherheit" . . . . den „Erstickungstod" des Dichters vorausbestimmen wollte[275]).

Die positive Haltung der Gemeinschaft gegenüber, wie sie der Erzähler des Glückhaften Schiffes und Franziskus erstreben, kommt besonders in dem Gedicht „An die Zeit" zum Ausdruck. Die Stromgemeinschaft weitet sich zur Volksgemeinschaft. Als der Dichter abends, heimkehrend von einer Versammlung, in dichtestem Gedränge die Menschen um sich spürt, weiß er, daß die Hand seines Nebenmanns die „Hand jedermanns" ist,

„. . . . .
der nicht mehr getrennt,
der nicht mehr allein
aus demselben Volk, aus demselben Blut,
mit demselben Glauben und demselben Mut
marschiert in brüderlichem Verein
in die erleuchteten Horizonte der Zukunft ein[276])."

Das gemeinsame Blut, der gleiche Glaube und dieselbe seelische Veranlagung heben alle Trennung und Isolierung auf. Der Dichter fühlt, daß der höchste Sinn seines Lebens der ist, Glied der Volksgemeinschaft zu sein. Das Ringen des Franziskus und des Franz Meerhöven scheint

hier eine Beruhigung gefunden zu haben in der tiefen Verwandtschaft mit den Menschen des Volkes. Seine innere Ruhe steigert sich sogar zu einem Vergleich des Volkes mit der ersehnten Frau:

„O, da wußte ich, da fühlte ich genau,
du singendes Volk,
du warst meine einzige Geliebte, meine wirkliche Frau[277]).“

Das Gedicht Hatzfelds bildet die vorläufig letzterrungene Stufe in dem Problem: Einzelmensch und Gemeinschaft. Damit bekommt aber auch seine Bedingtheit durch das Stammestum einen neuen Sinn. Nur dann hat für uns das Bluterbe einen Wert, wenn es, sich seiner Kraft bewußt, am Menschen so formt, daß seine Besonderheit sich in die Volksgemeinschaft stellt. Die Verbundenheit mit dem Volk ist aber nur auf Grund einer Lösung des inneren Zwiespaltes beim Dichter möglich, nur über die Stufe des Franziskus und des „Glückhaften Schiffes“ hinweg. Die innere Spannung zwischen Ichverhaftung und Fernedrang drängt so bei Hatzfeld offensichtlich zu einer Lösung und endgültigen Bindung an das Allgemeine, das Volk.

In gleicher Weise als Verwirklichung der Sehnsucht nach einem Ueberpersönlichen kann Grabbes „Hermannsschlacht“ gedeutet werden. Dieses Drama stellt ebenfalls ein positives Ergebnis in dem Ringen um eine Bindung an das Allgemeine dar. Die Frage nach der Stellung des Einzelnen innerhalb der Gemeinschaft wird dahin gelöst, daß Hermann sich mit dem Errungenen, dem Sieg über die Römer, begnügt, sich mit der Erkenntnis, daß sein Volk nicht weiter für seine Ideale, Bezwingung der Römer, Verwirklichung des Ideals „Deutschland[278])“ zugänglich ist, bescheidet, aber doch bei seinem Volk bleibt. Obwohl Hermann also in seiner Sehnsucht nach Erfüllung seiner Idee gewissermaßen einsam dasteht, fühlt er sich doch der Gemeinschaft verbunden. Der Held geht zum Volk und findet darin eine Beruhigung seines inneren Kampfes: der Ichverhaftung und des Fernedrangs.

Wir sahen, wie das ganze Trachten der beiden Dichter in der Ueberwindung ihrer Vereinsamung hin zur Gemeinschaft zielt. Grabbes größtes Streben, das aber nur in der Idee für ihn zum Erlebnis wurde, hat bei Hatzfeld eine tiefere Bedeutung erfahren. Ueber die Leidens-, Strom- und Arbeitsgemeinschaft gelangt er zur Volksverbundenheit. Jene Zweiseelenhaftigkeit, jene innere Spannung im Westfalen, kommt hierdurch zu einem Ausgleich. Die Ichversponnenheit geht über in den Fernedrang, in den Hang zum Allgemeinen. Franziskus löst dieses Problem auf gefühlsmäßigem Wege, mehr erträumt als verwirklicht. Der Erzähler des Glückhaften Schiffs erhebt sich bis zu einer erkennenden Haltung, und in dem Gedicht „An die Zeit“ findet eine Verschmelzung der beiden Einstellungen statt. Ist dem Menschen dieses Gefühl und diese Erkenntnis versagt, dann scheitert er wie Iwan oder die meisten Grabbeschen Helden, wie Gothland, Hannibal und Napoleon.

Schlußwort.

Die vorstehenden Ausführungen verfolgten den Zweck, Landschaft und Stammestum in der westfälischen Dichtung unter einem neuen Gesichts-punkt zu betrachten. Unter Verwendung der in der Rassenforschung an-erkannten Zweipoligkeit im Wesen des Westfalen wurde versucht, die neuerdings von Brepohl erstmalig in konsequenter Weise behandelte Zweiseelenhaftigkeit auf das Gebiet der Dichtung zu übertragen. Zuge-geben ist gewiß, daß es sich bei den Ausführungen Brepohls freilich nur um Thesen handelt, die aber alles andere als nur Behauptungen sind und denen vornehmlich wegen der dort angestrebten Beweisführung immerhin ein gewisser Wert nicht abzusprechen ist. Auch findet sich diese Lehre im Prinzip bei anderen Autoren, so bei Schücking, Winckler und Große-Perdekamp wieder — wie ja schon an anderer Stelle dieser Arbeit erwähnt wurde —, die alle von einer inneren Spannung im westfälischen Menschen sprechen. Ist dem aber so, so liegt es nahe, auch die westfälische Dichtung einmal unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten; denn die Wahl des Stoffes und die Charakterzeichnung der Helden der Dichtung ist immer bedingt durch die jeweilige rassisch-stammhafte Veranlagung des betreffenden Künstlers. Sein Werk ist Ausdruck seines Wesens und damit auch seines Stammestums. Nicht immer muß notwendigerweise diese Zweipoligkeit jedem Künstler bewußt oder gar von ihm dargestellt werden.

Daraus ergab sich die mehr oder minder eingehende Betrachtung der einzelnen Dichter in dieser Arbeit. Wie die Abhandlung gezeigt hat, findet sich die Zweiseelenhaftigkeit bei allen hier erwähnten Dichtern vor. Aber klar erkannt, bzw. sich dessen bewußt sind nur wenige, eigentlich nur Grabbe, Winckler und Hatzfeld. Von dem Grad der klaren Erkenntnis ist auch die Intensität der inneren Zerrissenheit abhängig und ebenfalls der Versuch einer Ueberwindung; denn daß der Mensch, namentlich der Dichter, bestrebt ist, einen solch inneren Gegensatz zu überwinden und zu einer Harmonie zu gelangen, ist wohl selbstverständlich.

Winckler flüchtet sich aus dem Bewußtsein westfälischer Zerrissenheit in das Reich der Komik, gelangt aber nicht zu einer befreienden Lösung, da sein Humor der Verzweiflung entsprungen zu sein scheint und nicht frei von jeder westfälischen Bedingtheit ist. Sein Versuch, einen Ausgleich des inneren Bruches in einem befreienden Lachen zu schaffen, scheitert also letztlich.

Nur bei Grabbe und Hatzfeld kommt es zu einer Befreiung von diesem seelischen Bruch. Grabbe gelingt es in seinem letzten Werk, „Die Her-

mannsschlacht", die Ichverhaftung seines Helden zugunsten des Allgemeinen, Völkischen zurücktreten zu lassen. Doch ist dieser Ausgleich bedingt durch den Verzicht seines Helden auf die Idee einer Volksgemeinschaft. Hatzfeld gelangt ebenso wie Grabbe zur Volksverbundenheit und zur Bejahung seiner westfälischen Bedingtheit. Seine Lösung ist als eine vorläufige anzusehen, da das Werk dieses Künstlers noch nicht abgeschlossen ist.

Das Ergebnis dieser Arbeit können wir dahin zusammenfassen, daß tatsächlich eine Zweiseelenhaftigkeit in seelisch-geistiger Hinsicht diesem deutschen Volksstamm eigen ist, die schon eines starken Willens zu Selbstüberwindung bedarf, soll dieser Stamm sich in das Volksganze organisch einfügen und am Weltbild des ganzen Volkes mitwirken.

Anmerkungen.

1) Vgl. Günther, Herkunft und Rassengeschichte S. 43; Lauffer S. 41; E. v. Eickstedt S. 26.

2) Vgl. A. v. Droste-H. Bd. 5, S. 120 ff. Bilder aus Westfalen; L. Schücking, Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen S. 24 ff.; P. Sartori S. 12 ff.; O. Lauffer S. 39 ff.

3) Vgl. Trüper S. 6 ff., Lauffer S. 39 ff.

4) Brepohl S. 129.

5) Langbehn S. 32.

6) Hier erscheint ein Hinweis auf J. Nadler notwendig. Er führt in seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" neben den oben erwähnten Dichtern noch verschiedene andere an, so etwa Kanne Bd. III, S. 236 ff. und A. und W. v. Haxthausen Bd. IV, S. 501 ff., die uns zu unbedeutend erscheinen, um sie im Rahmen dieser Arbeit zu erwähnen. Unsere Betrachtungsweise unterscheidet sich im übrigen von der Nadlers dadurch, daß bei ihm dieser Stamm gemäß seiner Zuordnung zu Niedersachsen eine dementsprechende Wertung erfährt. Die typisch westfälische Problematik, die den Gegenstand unserer Betrachtung bildet, wird bei ihm nicht behandelt.

7) F. Freiligrath, geb. 1810 in Detmold, gest. 1876.

8) H. Hart, geb. 1855 in Wesel, gest. 1906.

9) J. Hart, geb. 1859 in Münster.

10) Zitiert nach Soergel, Dichtung und Dichter d. Zeit, S. 604.

11) P. Hille geb. 1854 in Erwitzen b. Höxter, gest. 1904.

12) Fr. v. Sonnenberg, geb. 1779 in Münster, gest. 1805, vgl. s. Werk „Donatoa" Halle 1806.

13) Fr. W. Weber, geb. 1813 in Ahlshausen i. W. gest. 1894.

14) K. Röttger, geb. 1877 in Lübbecke i. W.

15) K. Wagenfeld, geb. 1869 in Lüdinghausen.

16) R. Rolevinck, geb. 1425 in Horstmar bei Münster, gest. 1502.

17) J. Möser, geb. 1702 in Osnabrück, gest. 1794.

18) A. Wibbelt, geb. 1862 in Vorhelm.

19) L. Schücking, geb. 1817 zu Klemenswerth, gest. 1883.

20) J. Winckler, geb. 1881 in Rheine i. W.

21) A. v. Droste Hülshoff, geb. 1797 zu Hülshoff, gest. 1848.

22) Chr. D. Grabbe, geb. 1801 zu Detmold, gest. 1836.

23) Vgl. Arbeiten von E. Oppens, Die Gestaltung der Landschaft bei A. v. Droste-Hülshoff. Diss. Hamburg 1925; G. Weydt, Naturschilderung bei A. v. Droste Hülshoff u. A. Stifter, Germ. Studien 1930, ferner Trüper, S. 74 ff.

24) Rilke, „Worpswede", S. 16.

25) Trüper S. 243.

26) Vgl. ebda. S. 27. Er weist ebenfalls auf das Uebergewicht des Himmels in der norddeutschen Ebene hin.

27) Sartori, vgl. S. 12 und 19. Ferner Löns, Nachgelaß. Schriften, S. 176; A. v. Droste-H., Bd. V: Bei uns zu Lande auf dem Lande, S. 92; „Das malerische und romantische Westfalen", herausgegeben von Schücking, S. 187; Immermann, S. 30, 57.

28) Vgl. H. Hüffer, S. 194/5.

29) Vgl. L. Schücking, „Das Jagdrennen", Bd. IV. „Der böse Nachbar", Bd. V in Ges. Erzählungen.

[30]) Vgl. L. Schücking, Die Ritterbürtigen, S. 121.
[31]) Ebda., S. 1.
[32]) L. Schücking, Bd. V. Ges. Erzählungen „Der böse Nachbar", S. 136.
[33]) L. Schücking, Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen, S. 75.
[34]) L. Schücking, Die Ritterbürtigen, S. 121.
[35]) Trüper, S. 68.
[36]) L. Schücking, Lebenserinnerungen, S. 7/8.
[37]) Ebda.
[38]) L. Schücking, Die Ritterbürtigen, S. 175.
[39]) Immermann, Oberhof, S. 58.
[40]) Ebda., S. 57, vgl. auch S. 30.
[41]) Ebda., S. 30.
[42]) Ebda., S. 118.
[43]) Ebda., S. 186.
[44]) Ebda., S. 236.
[45]) Ebda., S. 237.
[46]) Ebda., S. 228.
[47]) Trüper S. 74.
[48]) Ebda., S. 76.
[49]) A. v. Hatzfeld, Jugendged. und Ged. an Gott.
[50]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 9.
[51]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 21.
[52]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 32.
[53]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 60.
[54]) L. Schücking, Lebenserinnerungen, S. 7/8.
[55]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 12.
[56]) A. v. Droste-H., Bd. I, S. 68.
[57]) Ebda., S. 65.
[58]) Ebda., S. 43 Die Lerche, S. 58 Die Krähen.
[59]) Lauffer, S. 102.
[60]) Trüper, S. 243.
[61]) A. v. Droste-H., Bd. I, S. 43 ff. Die Lerche.
[62]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 47.
[63]) Ebda., S. 10.
[64]) Ebda.
[65]) Ebda., S. 24.
[66]) Ebda., S. 13.
[67]) Ebda., S. 20/1.
[68]) A. v. Hatzfeld, Positano, S. 11.
[69]) Ebda., S. 11/2.
[70]) J. Winckler, Der alte Fritz. S. 37.
[71]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 46.
[72]) Vgl. Herm. Löns-Kassette, Bd. I. S. 214. Wenn auch Löns nicht das westfälische Tiefland besingt, sondern die Lüneburger Heide, so kann er an dieser Stelle deshalb zum Vergleich herangezogen werden, weil einmal die Lüneburger und die westfälische Heide wenigstens in der Farbenpracht einander sehr verwandt sind und weiterhin durch die Gegenüberstellung der beiden Dichter die weniger starke Beachtung der Buntheit bei Hatzfeld klar zu Tage tritt.
[73]) Vgl. Herm. Löns-Kassette. Bd. I, S. 49.
[74]) Vgl. das Moor in der „Westfalenballade".
[75]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 13.
[76]) Ebda., S. 54.
[77]) Ebda., S. 42.
[78]) „Das malerische und romantische Westfalen", S. 188.
[79]) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 32.

80) Ebda., S. 60.
81) Ebda.
82) A. v. Droste-H., Bd. I, S. 53.
83) Ebda., S. 44.
84) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 34.
85) Trüper, S. 244.
86) R. M. Rilke, Brief von Gut Böckel b. Biere, Kreis Herford, 1917, in Briefe 1914/21. Lpzg.1937, S. 153.
87) A. Wibbelt, Pastraoten Gaoren, S. 32. (Leben und Werk, S. 130.)
88) A. v. Droste-H., Bd. I, S. 42.
89) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 10.
90) Ebda.
91) J. Winckler, Der alte Fritz, S. 42.
92) Vgl. Herm. Löns-Kassette, Bd. I, S. 50/1.
93) Vgl. A. v. Droste-H., Bd. I, S. 45.
94) Ebda., S. 68.
95) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 24.
96) Ebda., S. 12.
97) Vgl. A. v. Droste-H., Bd. I, S. 43 und 65.
98) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 5.
99) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 7.
100) A. v. Droste-H., Bd. I, S. 42.
101) Ebda., S. 49.
102) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 10.
103) Ebda.,
104) Ebda., S. 32.
105) Ebda.
106) Ebda., S. 51.
107) J. Winckler, Der alte Fritz, S. 38.
108) Ebda., S. 93.
109) J. Winckler, Pumpernickel, S. 27.
110) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 44.
111) A. v. Hatzfeld, Positano, S. 41.
112) Ebda., S. 45.
113) Ebda., S. 43.
114) Ebda., S. 25.
115) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 14.
116) Ebda.
117) Ebda.
118) Ebda., S. 20.
119) A. v. Hatzfeld, Positano, S. 12.
120) A. v. Hatzfeld, Was bedeutet mir Westfalen? in „Heimat und Reich", S. 65.
121) A. v. Hatzfeld, Felix Timmermanns, S. 11.
122) Vgl. dazu Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen, S. 43; ders. Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 25 und 275, ferner Lauffer, S. 41.
123) Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 335; ders. Herkunft und Rassengeschichte der Germanen, S. 47 ff.; ferner Bach, S. 95.
124) Brepohl, S. 128.
125) J. Möser, Patriotische Phantasien, Bd. III, S. 247.
126) Vgl. dazu Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, S. 192 ff.; siehe auch Nägelsbach in „Soldatentum", Zschr. f. Wehrpsychologie, Bd. I (1934), S. 105 bis 110.
127) Wrede spricht von dem „in sein Ich eingesponnenen Münsterländer", S. 13.
128) L. Schücking, Die Ritterbürtigen, S. 121.
129) Ders., Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen, S. 75.

130) Ebda., S. 76.
131) Ders., Lebenserinnerungen, zit. nach Trüper, S. 70.
132) Ebda., S. 69.
133) A. v. Droste-H., Bd. V, S. 84, Bei uns zu Lande auf dem Lande.
134) A. v. Droste-H., Bd. V, S. 113, Bilder aus Westfalen.
135) A. v. Droste-H., Brief von 1836, Bd. VI, S. 40.
136) Vgl. Trüper, S. 81.
137) Ebda., S. 81/82.
138) A. v. Hatzfeld, Westf. u. s. Dichter, 1924.
139) Herm. Löns, Nachgelassene Schriften, S. 20.
140) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 18.
141) Ebda.,
142) Herm. Löns-Kassette Bd. I, S. 65.
143) Ebda., S. 88.
144) A. v. Droste-H., „Der Knabe im Moor", Bd. I, S. 68.
145) Ebda., Bd. I, S. 65.
146) Vgl. J. Winckler, „Pumpernickel", S. 103
147) Ebda., S. 183.
148) A. v. Hatzfeld, An Gott, S. 38.
149) Ebda.
150) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 1.
151) Ebda., S. 14.
152) M. Hübner, Die neue Bücherschau, S. 71.
153) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 39.
154) Ders., Die Lemminge, S. 183.
155) Ebda., S. 44
156) Ders., Positano, S. 17.
157) Ebda.
158) Ebda., S. 53.
159) Ders., Ged. des Landes, S. 21.
160) Ders., Positano, S. 13.
161) Ders. „Was bedeutet mir Westfalen" in Heimat u. Reich, S. 62.
162) Ders. Ged. des Landes, S. 37.
163) Das „Glückhafte Schiff" ist im Buchhandel vergriffen.
164) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 24.
165) Ebda. S. 55.
166) Ebda.
167) Ebda. S. 20.
168) Ders. Positano, S. 33/4; Aufsätze, S. 117.
169) Schmidtbonn, Bücherwurm 1936/7.
170) Programm des westf. Landestheaters 1937. S. 5.
171) Brepohl, S. 102
172) Vgl. Fr. Große-Perdekamp, Das westfälische Schicksal in der Kunst, S. 8. Das Buch ist noch nicht im Handel erschienen. Die Seitenzahl bezieht sich auf das Manuskript.
173) Schücking, Lebenserinnerungen, S. 121/2.
174) Vgl. J. Geffcken, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Münchhausen. In „K. Immermann, eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstag des Dichters." 1896 Hamburg, S. 130.
175) A. v. Hatzfeld, Jugendgedichte, S. 38.
176) Ders. Ged. des Landes, S. 18/9.
177) Brepohl, S. 33.
178) J. Winckler, Pumpernickel, S. 411/415.
179) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 19.
180) Ebda.

181) J. Winckler, Pumpernickel, S. 409.
182) L. v. Danwitz, Westf. Kurier, 1937.
183) Die Eigenart der „Westfalenballade" könnte zu der Ansicht führen, daß es sich hier um keine „Ballade" handele. So wird denn auch diese Ansicht in einer neuerlich erschienenen Arbeit über „Studien zur deutschen Ballade der Gegenwart" (H. Hell, Diss. Bonn 1937) vertreten. Nach der dort angestrebten Beweisführung (S. 9) erfüllt H.'s Gedicht trotz des Bestrebens „ein Allgemein Gültiges" (S. 11) darzustellen, den Begriff der Ballade nicht, da es wieder auf den Dichter selbst zurückweise. Wieweit diese Begründung namentlich in Hinblick auf die Voraussetzungen, die Hell als für den Charakter der Ballade maßgebend ansieht (S. 9), zutrifft, kann dahingestellt bleiben. Wir jedenfalls können der Westfalenballade den Balladencharakter, wenn auch einen solchen besonderer Prägung, nicht absprechen und stützen uns bei unserer Behauptung vornehmlich auf Aussprüche des Dichters selbst. Ist es zunächst nicht so, daß schon die Wahl des Titels: Westfalenballade deutlich auf das Schicksal nicht etwa des einzelnen, hier des Dichters selbst, sondern vielmehr auf das des ganzen Stammes hinzielt? Wenn der Dichter am Schluß der Ballade resignierend fragt: „Und steh an meines Wesens dunklem Rand. Wer ist hier Herr, wer Knecht . . .", ist er dann nicht der Sprecher eines ganzen Stammes, eben des Westfalen, wie wir ihn in seinem Ringen gegen unfaßbare Mächte kennen gelernt haben, in seiner inneren Zerrissenheit? Und legen nicht die Worte des Dichters selbst (Rede in Paris 1937) hierfür ein beredtes Zeugnis ab? „. . . das Gedicht wurde ein Abbild des Lebens, in dem sich mein persönliches Geschick mit dem Schicksal meiner Herkunft vereinte" . . . . ein „Spiegel . . . jener Mächte . . ., die hinter unserm Leben unsichtbar und gnadelos wirken"?
184) Grabbe, Bd. II, S. 165.
185) Schöttler, S. 103.
186) A. v. Hatzfeld, Glückh. Schiff, S. 55. Das Bild des Lebens als Reiter wurde einer alten westfälischen Sage entnommen.
187) J. Winckler, Pumpernickel, S. 373.
188) Ebda. S. 55.
189) Ebda. S. 183.
190) A. v. Hatzfeld, Der Tod des Eichhörnchens.
191) Vg. hierzu die Ausführungen v. M. Brinkmeier, Die Westfalen in „Der dtsch. Volkscharakter", hrg. v. Wähler. S. 43 ff.
192) L. Schücking, Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen, S. 76.
193) J. Winckler, Pumpernickel, S. 347 ff.
194) Immermann, Der Oberhof, S. 133.
195) J. Winckler, Pumpernickel, S. 155.
196) A. v. Hatzfeld, Jugendgedichte, S. 21.
197) Ders., Was bedeutet mir Westfalen? Heimat und Reich, S. 66.
198) Ders. Ged. des Landes, S. 21.
199) J. Winckler, Pumpernickel, S. 409.
200) W. Rolevinck, S. 143.
201) J. Winckler, Der alte Fritz, S. 34.
202) Ders. Pumpernickel, S. 407.
203) Vgl. Prospekt v. Rütten und Loening, 1937.
204) So heiratete Rötger v. Hatzfeld auf Gut Schweckhausen bei Soest im 17. Jahrhundert die der reformierten Kirche angehörende Soester Patrizier-Tochter Magdalena Dringenberg, und die Vorfahren des Dichters mütterlicherseits waren noch bis in das 19. Jahrhundert protestantisch.
205) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 21.
206) Ebda. S. 38.
207) Ebda. S. 25.
208) Ebda. S. 75.
209) Ebda. S. 111.

210) Für Franz Drosse verkörpert sich das Kreatürliche in jedem Menschen, für Franz von Assisi in der lebenden u n d toten Natur.
211) A. v. Hatzfeld, Die Lemminge, S. 19.
212) J. Winckler, Pumpernickel, S. 408.
213) Ebda.
214) Ebda.
215) A. v. Hatzfeld, Die Lemminge, S. 16.
216) Ebda. S. 21.
217) Ebda.
218) A. v. Hatzfeld, Glückh. Schiff, S. 85/6.
219) Ders. Die Lemminge, S. 16.
220) Große Perdekamp, S. 49.
221) J. Winckler, Pumpernickel, S. 409.
222) Grabbe, Bd. II, S. 185.
223) Vgl. J. Winckler, Pumpernickel, S. 410.
224) Grabbe, Gothland. Bd. 1. S. 162.
225) Ebda. Bd. I. S. 160.
226) Ebda. Bd. I. S. 204.
227) Ebda. Bd. I. S. 254.
228) Um Don Juan in diesem Drama nicht das Uebergewicht zu geben, mußte Grabbe seinem Faust notwendigerweise diesseitige, irdische Züge verleihen, da andernfalls der nur geistige Typ des Faust hinter der kräftigen erdhaften Erscheinung eines Don Juan zurückgetreten wäre.
229) Grabbe, Bd. II, S. 66.
230) Ebda. S. 80/1.
231) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 30/1.
232) Ders. An Gott, S. 73.
233) Ebda., S. 69.
234) Grabbe Bd. II, S. 24.
235) J. Winckler, Pumpernickel, S. 409.
236) Vgl. ebda. S. 413.
237) A. v. Hatzfeld, Aufsätze, S. 117.
238) Ders. Ged. des Landes, S. 44.
239) Das Mutter-Erde-Problem, das Hatzfeld in bejahendem Sinne löst, findet sich noch bei einigen anderen Dichtern der Zeit, auf die hier kurz hingewiesen werden soll: so bei G. Hauptmann, H. Hesse und H. Carossa. Hauptmann und Hesse wenden sich zwar zur Erde, erkennen in ihr den tragenden Grund, aber das Gefühl der Spannung zwischen Erde und Mensch, Geist und Körper löst sich bei ihnen nicht in einem beglückenden Gefühl. (Vgl. G. Hauptmann Ges. W. Bd. I (1906) S. 80 u. H. Hesse, Vom Baum des Lebens (Inselbücherei), S. 76). Bei Carossa dagegen wird das Erleben der Erde in viel stärkerem Maße zum Erlebnis des Geistes (Vgl. H. Carossa, Gedichte (Inselbücherei), S. 11, 40/1).
240) A. v. Hatzfeld, Glückh. Schiff. S. 270.
241) Nietzsche, S. 262.
242) Obenauer, Volkshafte und politische Dichtung, S. 3.
243) A. v. Hatzfeld, R. M. Rilke in Worpswede.
244) So Rilke im Gespräch zu H. Siehe 243.
245) Ebda.
246) A. v. Hatzfeld, Aufsätze, S. 112/3.
247) Ders. Die Lemminge, S. 67.
248) Ebda. S. 134.
249) Ebda, S. 135.
250) A. Rosenberg, Der entscheidende Weltkampf in „Der Parteitag der Ehre". Münch. 1936. S. 82.

251) Vgl. J. Winckler, Pumpernickel, S. 410, dessen Worte als eine Bestätigung der von uns aufgestellten Behauptung gelten können.
252) Grabbe, Bd. I, S. 207.
253) Schöttler, S. 8.
254) Ebda. S. 22.
255) A. v. Hatzfeld, Franziskus, S. 13, 14, 15.
256) Ebda. S. 37.
257) Ebda. S. 27.
258) Ebda. S. 51.
259) Ebda. S. 47.
260) Ebda. S. 48.
261) Ebda.
262) Ebda. S. 115.
263) Ders. Ueber das Entstehen einer Dichtung, Rede gehalten in Paris, April 1937.
264) Ders. Franziskus. S. 106.
265) Ders. Vgl. Glückh. Schiff. S. 128.
266) Ders. Glückh. Schiff. S. 114.
267) Ebda. S. 44.
268) Ebda. S. 70.
269) Ebda. S. 260.
270) Ebda. S. 75.
271) Ebda. S. 252.
272) Ebda. S. 72.
273) Witkop, K. Z. (1931) 11. X.
274) A. v. Hatzfeld, Glückh. Schiff, S. 253.
275) M. Hübner, S. 72.
276) A. v. Hatzfeld, Ged. des Landes, S. 39/40.
277) Ebda. S. 40.
278) Vgl. Grabbe, Bd. III, S. 227.

Schrifttum.

Bach, A. Deutsche Volkskunde. Lpzg. 1937.
Brepohl, W. Deutscher Geist in westfälischer Prägung. Köln 1936.
Danwitz, L. v. Straße des Ueberflusses, eine Darstellung zum Schaffen A. v. Hatzfelds. Westf. Kurier v. 6. 12. 1936.
Droste-Hülshoff, A. v. Sämtl. Werke, hsg. v. J. Schwering. Bln. o. J.
Eickstedt, Egon Frh. v. Die rassischen Grundlagen des deutschen Volkes. Köln 1934.
Grabbe, Chr. D. Sämtl. Werke, hsg. v. O. Niete. Lpzg. 1908.
Große-Perdekamp, Fr. Das westfälische Schicksal in der Kunst. Manuskript.
Günther, H. F. K. Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1936. 16. Aufl.
— Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. München 1935.
Hatzfeld, A. v. Franziskus. Hannover 1923.
— An Gott (Gedichte). Berlin 1919.
— Jugendgedichte. Köln 1923.
— Aufsätze. Hannover 1923.
— Die Lemminge. Hannover 1923.
— Positano. Berlin 1936.
— Das Glückhafte Schiff. Bln. Stuttgart 1931.
— Felix Timmermans, Dichter und Zeichner seines Volkes. Bln. 1935.
— Gedichte des Landes. Potsdam, Bln. 1936.
— Westfalen und seine Dichter. Frankf. Zeitg. v. 20. 12. 1924.
— Ueber das Entstehen einer Dichtung. Köln. Zeitg. Nr. 713 (1927). (Als Rede in Paris gehalten, April 1937).
— R. M. Rilke in Worpswede, Neue Rundschau 1933, S. 815 ff.
— Was bedeutet mir Westfalen? Heimat und Reich H. 2 (1936), S. 62 ff.
— Der Tod des Eichhörnchens. Rhein.-westf. Zeitg. v. 9. 4. 1937.
— Der Dichter über sich selbst in Prospekt von Rütten und Loening, Sept. 1937.
Hübner, Fr. M. A. v. Hatzfeld. Die neue Bücherschau. Jg. 4, 2. Folge, S. 71 ff.
Hüffner, H. A. v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. 3. Aufl. hsg. v. H. Cardaus. Gotha 1911.
Immermann, K. Der Oberhof. Reclam.
Kindermann, H. Dichtung und Volkheit. Bln. 1937.
Langbehn, J. Niederdeutsches. Buchenbach-Baden 1926.
Langenbucher, H. Volkhafte Dichtung der Zeit. Bln. 1937. 3. Aufl.
Lauffer, O. Land und Leute in Niederdeutschland. Bln. 1934.
Löns, Herm. Nachgelassene Schriften, hsg. v. W. Deimann. Lpzg. 1928.
— Das deutsche Buch, Auswahl aus s. Werken. Eingeleit. v. W. Deimann. Hannover 1933.
— Hermann-Löns-Kassette, 3 Bde. 1927. Bad Pyrmont.
Möser, J. Patriotische Phantasien. Bln. 1774. Bd. I—IV.
Nadler, Jos. Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Regensburg 1924.
Nietzsche, Fr. Die fröhliche Wissenschaft. Kröners Taschenausgabe.
Obenauer, K. J. Volkhafte und politische Dichtung. Lpzg. 1936.
Reinacher, E. Konflikt. Eine Studie über A. v. Hatzfeld. Kunstwart. 44. Jg. 1927/8. S. 399 ff.
Reinhardt, K. A. v. Hatzfeld. Literarischer Handweiser 1923 Nr. 5, S. 278 ff.

Rilke, R. M. Worpswede. Lpzg. 1910.
Rolevinck, W. Vom Lob des alten Sachsen, nun Westfalen genannt. Hsg. v. L. Troß. Köln 1865.
Sartori, P. Westfälische Volkskunde. Lpzg. 1929.
Schmidtbonn, W. A. v. Hatzfeld. Bücherwurm. Jg. 22. H. 10, S. 276.
Schöttler, W. Die innere Motivierung in Grabbes Dramen. Neue Forschung. Bln. 1931.
Schücking, L. Lebenserinnerungen, 2 Bde. Breslau 1886.
— Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Lpzg. 1855.
— Die Ritterbürtigen. Münster i. W. hsg. v. J. L. Schücking o. J.
— Das malerische u. romantische Westfalen. Paderborn 1890.
— Gesammelte Erzählungen u. Novellen. Bd. I—IV. Hannover 1859/62.
Soergel, A. Dichtung und Dichter der Zeit. Lpzg. 1919. 6. Aufl.
Trüper, H. Die norddeutsche Landschaft in der Kunst, ihr Bild und ihre Seele. Hannover 1929.
Wähler, M. Der dtsch. Volkscharakter, eine Wesenskunde der dtsch. Volksstämme u. Volksschläge. Hsg. Jena 1937.
Wibbelt, A. Mäten Gaitlink. Essen 1909. Des Dichters Leben u. Werk, hsg. v. W. Bachmann. Essen 1932.
Winckler, Jos. Der alte Fritz. Stuttg. 1934.
— Pumpernickel. Stuttgart 1926.
— Der tolle Bomberg. 50. Aufl. Stuttg. o. J.
Wrede, A. Westf. Geistesart, Heimatblätter Monatsschr. f. d. niederrh. u. westf. Land. 1. Jg. 1919/20, S. 13 ff.

Lebenslauf.

Am 25. November 1910 wurde ich, Ilse Seiffert, in Dortmund geboren. Meine Eltern sind der Steuerrat Friedrich Seiffert und seine Ehefrau Hilde, geb. Flöter. Ich bin arischer Abstammung und gottgläubig. Nach Abschluß der Reifeprüfung am 2. März 1931 an der Realgymnasialen Studienanstalt zu Dortmund studierte ich ein Semester in Marburg, zwei Semester in München, ein Semester in Paris und vier Semester in Bonn. Tag der mündlichen Prüfung war der 27. 4. 38.

Ilse Seiffert.